Kornhaus fürchtet Konkurrenz vom Käfigturm

Mit einer historischen Ausstellung und einem Podium zur Abstimmung über die No-Billag-Initiative startet der Käfigturm in eine neue Ära.

Bernhard Ott
Autor Ressort Bern
@Ott_Bernhard25.01.2018

Fast alle wollten das Politforum im Berner Käfigturm retten. Aber niemand im Stadtrat wusste, wofür genau der Kredit von jährlich 300'000 Franken dereinst eingesetzt wird. «Wir bewilligen hier einen grossen Betrag, ohne zu wissen, was wir dafür erhalten», sagte GLP-Sprecherin Sandra Ryser letzten Frühling. Damals hatte das Parlament den städtischen Beitrag zur Rettung der Institution verdoppelt, nachdem der Bund definitiv ausgestiegen war. Heute nun ist etwas klarer, wie es im Käfigturm weitergehen soll.

«Der Käfigturm soll ein Ort des politischen Austauschs bleiben», sagt Geschäftsführer Thomas Göttin. Der einstige SP-Stadtrat und Ratspräsident des Jahres 2016 will weiterhin Veranstaltungen und Podien zu politischen Themen durchführen. So wird Ende Januar eine zweiwöchige Ausstellung über Schweizer Diplomaten im Zweiten Weltkrieg eröffnet, die sich für die Rettung von Juden eingesetzt haben. Und Mitte Februar findet ein Podium zur Abstimmung über die No-Billag-Initiative statt. «Wir erhalten viele Anfragen für gemeinsame Veranstaltungen. Das Interesse am Politforum ist gross», sagt Göttin.

Wer ist das Politforum der Stadt?

Dreihundert Meter Luftlinie vom Käfigturm entfernt stösst dieser Elan nicht nur auf Begeisterung. «Ich bin gespannt, wie sich das Politforum im Käfigturm nun positionieren wird», sagt Bernhard Giger, Leiter des Kornhausforums. Er befürchtet, dass es etwa bei der Ausstellungstätigkeit zu Überschneidungen im Angebot der beiden Institutionen kommen könnte. Der Käfigturm sei jetzt ja nicht mehr das Politforum des Bundes. «Falls jetzt das Politforum der Stadt Bern dort stattfindet, würde das Kornhausforum dadurch tangiert», sagt Giger. Kontroverse Themen wie etwa die Stadtentwicklung oder raumplanerische Fragen seien zentrale Schwerpunkte des Kornhausforums.

Auch müssten sämtliche Kulturinstitutionen in der Stadt Bern auch für Menschen mit Einschränkungen zugänglich sein, was im Käfigturm offensichtlich nicht der Fall

Stadt als Retter

Die vom Bund beschlossene Schliessung des 1999 gegründeten Politforums im Käfigturm hatte vor zwei Jahren eine grosse Protestwelle ausgelöst. Ein prominent besetztes Komitee setzte sich für den Erhalt der Institution ein. Im April 2017 übernahm der neu gegründete Verein Polit-Forum Bern den Betrieb. Der Bund hatte für den Betrieb des Forums einst eine Million Franken pro Jahr aufgewendet. Hauptakteur der neuen Trägerschaft ist die Stadt Bern, die in den nächsten vier Jahren jährlich 300'000 Franken beisteuert. Die Burgergemeinde und zwei der drei Landeskirchen beteiligen sich mit je 150'000 Franken. Der Bund wiederum erlässt dem Verein die Mietkosten in der Höhe von weiteren 150'000 Franken.

Artikel zum Thema

Politforum Käfigturm hat einen neuen Leiter

Thomas Göttin ist ab November neuer Geschäftsführer des Politforums im Berner Käfigturm, das jetzt Polit-Forum Bern heisst.
Mehr...
13.07.2017

Politforum Käfigturm erhält neue Trägerschaft

Ab Mitte Jahr wird eine neue Trägerschaft das Politforum Käfigturm übernehmen.
Mehr...
20.04.2017

Die Redaktion auf Twitter

Stets informiert und aktuell. Folgen Sie uns auf dem Kurznachrichtendienst.

sei. Das finde er schon etwas «befremdlich», sagt Giger. Politforum-Geschäftsführer Göttin hält die Gefahr von Überschneidungen für gering. Das Politforum werde auch regionale und nationale politische Themen aufgreifen und einen Schwerpunkt bei der politischen Bildung setzen. «Die Ausstellungstätigkeit ist nicht die zentrale Aktivität», sagt Göttin. So seien pro Jahr bloss zwei grössere Ausstellungen mit Veranstaltungsreihen geplant.

Die Hindernisfreiheit wiederum sei ein wichtiges Thema, auch wenn bauliche Veränderungen am historischen Baudenkmal nicht möglich seien. So seien im Zusammenhang mit dem 100-Jahr-Jubiläum des Landesstreiks auch Veranstaltungen ausserhalb des Käfigturms geplant, sagt Göttin. Zur Gewährleistung eines hindernisfreien Zugangs hatte der Stadtrat beschlossen, dass das Politforum ab 2022 an einen neuen Standort umzieht. Dieser müsste «möglichst zentral gelegen sein», wie Stadtpräsident **Alec von Graffenried** (GFL) in der Debatte sagte.

Zweimal Landesstreik geplant

In der Politik war eine mögliche Doppelspurigkeit von Politforum und Kornhausforum nie ein Thema. Neben Schwerpunkten wie «Demokratie und Teilhabe» sowie der Ausrichtung der Politforum-Angebote auf politische Bildung sei bei den Kreditbeschlüssen inhaltlich vieles offen gewesen, sagt Ursina Anderegg (GB), Sprecherin der vorberatenden Kommission. FDP-Fraktionschef Bernhard Eicher wiederum weist darauf hin, dass sich der Stadtrat klar zum Politforum bekannt habe. Er vertraue darauf, dass sich die beiden Leiter über ihre Pläne absprächen, sagt Eicher. Da scheint es tatsächlich Klärungsbedarf zu geben. Denn nicht nur das Politforum im Käfigturm, auch das Kornhausforum will sich dem Landesstreik-Jubiläum widmen. «Wir planen eine Ausstellung zum Thema in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Gewerkschaftsbund», sagt Giger. (Der Bund)

Erstellt: 25.01.2018, 06:42 Uhr

@derbund folgen

Ist dieser Artikel lesenswert?

Ja

Nein

Neues Leben im Käfigturm

STADT BERN Als aktiver SP-Stadtpolitiker ist er abgetreten, doch jetzt steht die Politik erst recht im Zentrum seines Lebens: Thomas Göttin (58) soll das vom Bund geschlossene Polit-Forum im Käfigturm wieder mit Leben füllen. Und mit Gelassenheit.

Müsste man eine Kombination suchen von Politik und guter Laune, man käme schnell auf Thomas Göttin. Voller Elan steigt der eloquente ehemalige Co-Präsident der Stadtberner SP und Stadtratspräsident 2016 über die unzähligen Treppen und durch die verwinkelten Räume hinauf zum rustikalen Uhrwerk des Käfigturms. Göttin blickt einen Moment auf die nie stillstehende Mechanik. Dann macht er zwei, drei Schritte zu einem der käfigturmtypischen schmalen Fenster, durch das man direkt hinübersieht zur Bundeshauskuppel. Sie scheint zum Greifen nah. Es ist, als würde Göttin, um Worte sonst nie verlegen, in diesen wenigen Sekunden hoch oben im Turm pantomimisch darstellen, was er hier vorhat: Die oft entrückte grosse Politik herunterholen und verbinden mit der bewegten Realität.

> Im Übergangsjahr 2017 stand das Polit-Forum monatelang praktisch still. Und: Vor lauter Retten blieb kaum Zeit, die inhaltliche Rolle zu klären.

Die Käfigturm-Mission von Göttin, der zuvor Leiter der Kommunikationsabteilung im Bundesamt für Umwelt war, könnte einfacher sein: Er muss einen künstlich sedierten Betrieb revitalisieren.

Thomas Göttin im Käfigturm: Er soll das Polit-Forum Bern in die Öffentlichkeit reintegrieren. *Foto: Nicole Philipp*

Für Berns Selbstvertrauen

Seit 1998 führte der Bund, via Bundeskanzlei und Parlamentsdienste, das frühere Gefängnis als kleinen, aber feinen Veranstaltungs- und Diskussionsort für politische Themen. 800 000 Franken und rund 400 Events jährlich waren ihm das Bürgerforum in der Hauptstadt wert. Der Sparbeschluss des Bundes zur Schliessung des Polit-Forums per Ende 2017 war für Bern, das sich als Polit-Zentrum des Landes zu positionieren versucht, eine Kränkung.

Berner Polit-Prominenz – angeführt zuerst von Alt-Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP), danach von dessen Nachfolger Alec von Graffenried (GFL) – machte mobil. Mit finanziellem Erfolg. Sie brachten Stadt (300 000 Franken), Kanton (150 000 Franken), Burgergemeinde (150 000 Franken) sowie die römisch-katholische und evangelische Landeskirche (zusammen 150 000 Franken) dazu, einen Trägerverein zu gründen und ab 2018 ein Jahresbudget fast wie zuvor zu garantieren. Zusätzlich stellt der Bund bis 2021 das Gebäude zur Verfügung.

Es war eine konzentrierte Lobbyaktion zugunsten von Berns Selbstverständnis als nationale Polit-Drehscheibe. Allerdings: Im Übergangsjahr 2017 stand das Polit-Forum monatelang praktisch still. Und: Vor lauter Retten blieb kaum Zeit, die inhaltliche Rolle des neuen Polit-Forums Bern zu klären. Das nun ist der Challenge von Geschäftsführer Göttin und seinen beiden Mitarbeiterinnen: die Reintegration der aus dem Dämmerschlaf geholten Institution in die kritische Berner Öffentlichkeit.

Raum für Experimente

Drei Monate nach seinem Amtsantritt gibt Göttin nun erste Proben seiner Handschrift als Veranstalter ab. Beim ersten Lebenszeichen des neuen Polit-Forums handelt es sich um eine kleine, aber pointierte Ausstellung über Diplomaten, die im Zweiten Weltkrieg ihre Kompetenzen überschritten, um von den Nazis bedrohte Juden vor Gefangenschaft oder Tod zu bewahren. Nicht besonders originell vielleicht, aber mit einem Highlight: Man sieht, noch bis zum 10. Februar, die beiden im Schweizerischen Bundesarchiv erhaltenen Kollektivpässe, die unter der Leitung des Schweizers Carl Lutz in Budapest erstellt wurden, um Jüdinnen und Juden zu retten. Sie waren bisher noch nie ausgestellt worden.

Am 12. Februar schaltet sich das Polit-Forum mit einer No-Billag-Debatte in die aktuelle Politik ein, und an der Museumsnacht vom 16. März will Göttin einen Rede-Slam veranstalten, mit GFL-Stadtrat Manuel C. Widmer an den Plattentellern. Er wolle das Polit-Forum Bern behutsam hochfahren, sagt Thomas Göttin, und er verhehlt nicht, dass der Suchprozess noch in vollem Gang sei. Er wolle sich auch den Raum freihalten für Experimente. Mit spektakulären Events laut öffentliche Wirkung zu erzielen, sei nicht sein erstes Ziel. Ihm gefallen auch die (nach aussen) leiseren Momente politischer Auseinandersetzung, zum Beispiel dann, wenn in den trutzigen Mauern des Käfigturms Mitglieder des Jugendparlaments ihre Vorstösse vorbereiten. Apropos Jugend: Göttin plant, sich mit der Onlineabstimmungshilfe Easyvote dem Megathema Digitalisierung zuzuwenden.

Ohne Berührungsängste

Selbstverständlich habe er sich in den letzten Wochen mit den Verantwortlichen der Berner Museen und Debattenorte – namentlich dem Kornhausforum – getroffen. Doppelspurigkeiten müssten auf jeden Fall vermieden werden, findet Göttin. Das heisse aber nicht, dass das Polit-Forum ausschliesse, sich aus anderem Blickwinkel mit einem bereits andernorts behandelten Thema auseinanderzusetzen. Zentral sei für ihn, einen niederschwelligen Zugang zur Politik zu ermöglichen – in jeder Hinsicht. Ihm ist klar, dass das auch bedeutet, den Zugang zum Polit-Forum besser zu signalisieren. Wer nicht weiss, wo der Eingang ist, findet ihn heute kaum.

Göttin selber war als aktiver Politiker ein pointierter Linker, der aber debattierlustig auch an Anlässe der Wirtschaftsverbände ging. Der zweifache Vater hat keine Berührungsängste zu unkonventionellen oder (noch) nicht mehrheitsfähigen Ideen. Und obschon gebürtiger Basler, ist er ein glühender Vertreter einer starken Rolle Berns als Hauptstadtregion.

Ihm sei es zwar ganz wohl, wenn er als Figur im Hintergrund bleibe, sagt Göttin. Aber er macht auch klar, dass er das Haus mit seinem weiten Verständnis von Politik prägen will. Die Gelassenheit, den Dingen unaufgeregt auf den Grund zu gehen, gehört für ihn auch dazu. *Jürg Steiner*

Öffentliche Anlässe: Donnerstag, 8. Februar, 18.30 Uhr, Podium zur Diplomatenausstellung «Beyond Duty». Montag, 12. Februar, 18 Uhr, kontradiktorische Debatte zur Initiative No Billag. Details: www.polit-forum-bern.ch.

Grosser Kater nach der Kulturparty mit Züri West

STADT BERN Im Berner Stadtrat ist der Ärger über die 26 000 Franken teure Kulturparty mit Züri West gross. Selbst Stadtpräsident Alec von Graffenried spricht von einem «stolzen» Betrag.

Von allen Seiten hagelt es Kritik: Die von der stadtbernischen Kulturabteilung organisierte Party mit Züri West sorgt für Ärger. Selbst der Berner Stadtpräsident Alec von Graffenried muss von seinen Skiferien aus einräumen: «26 000 Franken sind eine stolze Summe. Ich habe Verständnis, wenn diese kritisiert wird. Im Nachhinein kann man sich fragen, ob man die Kosten nicht hätte reduzieren müssen», erklärt er auf Anfrage. Weiter fügt er an: «Aus meiner Sicht hätte man den Anlass zudem ohnehin für das Publikum öffnen müssen.» Schliesslich betont er, was die Stadt schon am Vortag ausrichten liess: dass es sich nicht um eine Verabschiedungsparty für Peter Schranz, den Vizechef der Stadtberner Kulturabteilung, gehandelt habe. Vielmehr habe die Stadt mit dem Anlass ihre Anerkennung für alle ausdrücken wollen, die sich in Milizarbeit für die Kulturszene einsetzen.

Verwunderte Stadträte

Im Berner Stadtrat ist das Unverständnis selbst auf der rot-grünen Seite gross: «Die Vermischung von einem Vernetzungsanlass mit einem Abschiedsanlass für einen Kadermitarbeiter ist sehr unglücklich», sagt Marieke Kruit, Co-Fraktionschefin der SP im Berner Stadtrat. Auch sie findet die 26 000 Franken «einen stolzen» Betrag. Weniger wäre besser gewesen, fügt sie an.

FDP-Fraktionschef Bernhard Eicher reagiert auf die Geschichte mit «Kopfschütteln». «Für alle Mitarbeiter gelten klare Regeln, welcher Betrag bei einer Verabschiedung eingesetzt werden kann. Doch in der Teppichetage gibt es kein Halten», erklärt er. Er will die Sache im Stadtrat zur Sprache bringen.

Ärger in den Skiferien: Stadtpräsident Alec von Graffenried

Für Verärgerung hat die Party auch bei SVP-Fraktionschef Alexander Feuz gesorgt. «Ich werde nächste Woche im Stadtrat eine kleine Anfrage einreichen», sagt er. Er wolle wissen, wer die Kosten für den Anlass bewilligt habe. Von Graffenried, der oberste Chef des Kulturamtes, antwortet darauf wie folgt: «Die Kulturabteilung hat über das Programm und das Budget in eigener Kompetenz entschieden.» Weiter erklärt Feuz, es sei befremdlich, dass die Organisatoren eine arrivierte Band und nicht eine von der Stadt geförderte Nachwuchsband engagiert haben. *sny*

Bucher-Motorex wird von der Weko gebüsst

LANGENTHAL Wegen unerlaubter Absprachen bestraft die Wettbewerbskommission die Schmiermittelspezialistin und eine Geräteherstellerin.

Mit einer einvernehmlichen Regelung ist die Untersuchung gegen die Bucher AG und die Husqvarna Schweiz AG abgeschlossen worden, gab die Wettbewerbskommission (Weko) gestern bekannt. Schuldig gemacht haben sich beide, sanktioniert wird allerdings nur die Stammfirma der Bucher-Motorex-Gruppe in Langenthal, die nun eine Busse von etwa 610 000 Franken leisten muss. Ohne Strafe kommt die Schweizer Vertriebsgesellschaft der weltweit grössten Herstellerin von Motorgeräten davon, weil sie die Untersuchung mit einer Selbstanzeige angestossen hatte.

Preise und Kunden

Daraufhin nahm die Weko im Mai 2016 Ermittlungen auf. Das Resultat: Die beiden Unternehmen haben sich zwischen 1998 und Anfang 2016 unzulässigerweise zu Preisgestaltung und Kundenaufteilung abgesprochen, so lautet der Vorwurf. Es ging dabei um Benzin der Marke Aspen, sogenannt schadstoffarmes grünes Benzin. Die Bucher AG habe als Wiederverkäuferin der Husqvarna fungiert, erklärt Edi Fischer als Vorsitzender der Bucher-Geschäftsleitung die Umstände. Der Vertrag, abgeschlossen 1998, habe auch eine Liste mit Bruttopreisen für den Wiederverkauf enthalten. «Sie verlor bereits nach drei Monaten die Gültigkeit», so Fischer.

Als sich 2004 die gesetzlichen Rahmenbedingungen änderten und solche Preisabsprachen nicht mehr zulässig waren, habe man diese sechs Jahre alte Liste nicht bedacht. Und daher auch vergessen, sie formaljuristisch aufzuheben. «Wir waren uns dessen nicht bewusst», sagt Fischer.

Weil die Wiederverkäuferin Logistik, Import und Lagerhaltung besorgte, wusste sie um die Bestände und gleichzeitig auch, wann Preiserhöhungen anstanden. Darin erkenne die Weko die Basis für «ungebührliche Nähe» im Wettbewerb, die eine «potenzielle Beeinträchtigung» des Marktgeschehens nach sich ziehen könnte, so Fischer. «Es ist ärgerlich, wenn man als Wiederverkäuferin zur Rechenschaft gezogen wird.» Entscheidend sei für ihn aber, dass der Wettbewerb immer gespielt habe, was die Weko attestiere.

Alle Verträge überprüft

Die Zusammenarbeit mit Husqvarna ist beendet. Seit Januar 2017 ist die Bucher AG Generalimporteurin des schwedischen Herstellers. Eine andere Konsequenz hatte das Verfahren: Sämtliche Verträge seien geprüft worden, so Fischer. Dabei stiess man in anderen Verträgen auf eine «wettbewerbsrechtliche Unklarheit»; diesmal griff die Bucher AG zum Mittel der Selbstanzeige. Seither untersucht die Weko, ob das Langenthaler Unternehmen und die Brenntag Schweizerhall AG gegen das Kartellgesetz verstossen haben. Diesmal geht es um Adblue, ein Abgasreinigungsmittel für Dieselmotoren.

Während in diesem Fall ein Entscheid noch aussteht, könnte der aktuelle ans Bundesverwaltungsgericht weitergezogen werden. Fischer verneint einen Weiterzug – weil es sich um eine einvernehmliche Lösung mit der Weko handelt. Zudem könne die Bucher AG sich dies gar nicht leisten. *Chantal Desbiolles*

Neues Leben im Käfigturm

Als aktiver SP-Stadtpolitiker ist er abgetreten, doch jetzt steht die Politik erst recht im Zentrum seines Lebens: Thomas Göttin (58) soll das vom Bund geschlossene Polit-Forum im Käfigturm wieder mit Leben füllen.

Thomas Göttin im Käfigturm: Er soll das Polit-Forum Bern in die Öffentlichkeit reintegrieren. Bild: Nicole Philipp

Jürg Steiner
Stadtredaktor
@Guegi
07.02.2018

Müsste man eine Kombination suchen von Politik und guter Laune, man käme schnell auf Thomas Göttin. Voller Elan steigt der eloquente ehemalige Co-Präsident der Stadtberner SP und Stadtratspräsident 2016 über die unzähligen Treppen und durch die verwinkelten Räume hinauf zum rustikalen Uhrwerk des Käfigturms.

Göttin blickt einen Moment auf die nie stillstehende Mechanik. Dann macht er zwei, drei Schritte zu einem der käfigturmtypisch schmalen Fenster, durch das man direkt hinübersieht zur Bundeshauskuppel. Sie scheint zum Greifen nah.

Es ist, als würde Göttin, um Worte sonst nie verlegen, in diesen wenigen Sekunden hoch oben im Turm pantomimisch darstellen, was er hier vorhat: Die oft entrückte grosse Politik herunterholen und verbinden mit der bewegten Realität.

Die Käfigturm-Mission von Göttin, der zuvor Leiter der Kommunikationsabteilung im Bundesamt für Umwelt war, könnte einfacher sein: Er muss einen künstlich sedierten Betrieb revitalisieren.

Für Berns Selbstvertrauen

Seit 1998 führte der Bund, via Bundeskanzlei und Parlamentsdienste, das frühere Gefängnis als kleinen, aber feinen Veranstaltungs- und Diskussionsort für politische Themen. 800 000 Franken und rund 400 Events jährlich waren ihm das Bürgerforum in der Hauptstadt wert.

Der Sparbeschluss des Bundes zur Schliessung des Polit-Forums per Ende 2017 war für Bern, das sich als Polit-Zentrum des Landes zu positionieren versucht, eine Kränkung.

Berner Polit-Prominenz – angeführt zuerst von Alt-Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP), danach von dessen Nachfolger Alec von Graffenried (GFL) – machte mobil. Mit finanziellem Erfolg.

Sie brachten Stadt (300 000 Franken), Kanton (150 000 Franken), Burgergemeinde (150 000 Franken) sowie die römisch-katholische und evangelische Landeskirche (zusammen 150 000 Franken) dazu, einen Trägerverein zu gründen und ab 2018 ein Jahresbudget fast wie zuvor zu garantieren. Zusätzlich stellt der Bund bis 2021 das Gebäude zur Verfügung.

Es war eine konzentrierte Lobbyaktion zugunsten von Berns Selbstverständnis als nationale Polit-Drehscheibe. Allerdings: Im Übergangsjahr 2017 stand das Polit-Forum monatelang praktisch still.

Und: Vor lauter Retten blieb kaum Zeit, die inhaltliche Rolle des neuen Polit-Forums Bern zu klären. Das nun ist der Challenge von Geschäftsführer Göttin und seinen beiden Mitarbeiterinnen: die Reintegration der aus dem Dämmerschlaf geholten Institution in die kritische Berner Öffentlichkeit.

Raum für Experimente

Drei Monate nach seinem Amtsantritt gibt Göttin nun erste Proben seiner Handschrift als Veranstalter ab. Beim ersten Lebenszeichen des neuen Polit-Forums handelt es sich um eine kleine, aber pointierte Ausstellung über Diplomaten, die im Zweiten Weltkrieg ihre Kompetenzen überschritten, um von den Nazis bedrohte Juden vor Gefangenschaft oder Tod zu bewahren.

Nicht besonders originell vielleicht, aber mit einem Highlight: Man sieht, noch bis zum 10. Februar, die beiden im Schweizerischen Bundesarchiv erhaltenen Kollektivpässe, die unter der Leitung des Schweizers Carl Lutz in Budapest erstellt wurden, um Jüdinnen und Juden zu retten. Sie waren bisher noch nie ausgestellt worden.

Am 12. Februar schaltet sich das Polit-Forum mit einer No-Billag-Debatte in die aktuelle Politik ein, und an der Museumsnacht vom 16. März will Göttin einen Rede-Slam veranstalten, mit GFL-Stadtrat Manuel C. Widmer an den Plattentellern.

Er wolle das Polit-Forum Bern behutsam hochfahren, sagt Thomas Göttin, und er verhehlt nicht, dass der Suchprozess noch in vollem Gang sei. Er wolle sich auch den Raum freihalten für Experimente.

Mit spektakulären Events laut öffentliche Wirkung zu erzielen, sei nicht sein erstes Ziel. Ihm gefallen auch die (nach aussen) leiseren Momente politischer Auseinandersetzung, zum Beispiel dann, wenn in den trutzigen Mauern des Käfigturms Mitglieder des Jugendparlaments ihre Vorstösse vorbereiten.

Apropos Jugend: Göttin plant, sich mit der Onlineabstimmungshilfe Easyvote dem Megathema Digitalisierung zuzuwenden.

Ohne Berührungsängste

Selbstverständlich habe er sich in den letzten Wochen mit den Verantwortlichen der Berner Museen und Debattenorte – namentlich dem Kornhausforum – getroffen.

Doppelspurigkeiten müssten auf jeden Fall vermieden werden, findet Göttin. Das heisse aber nicht, dass das Polit-Forum ausschliesse, sich aus anderem Blickwinkel mit einem bereits andernorts behandelten Thema auseinanderzusetzen.

Zentral sei für ihn, einen niederschwelligen Zugang zur Politik zu ermöglichen – in jeder Hinsicht. Ihm ist klar, dass das auch bedeutet, den Zugang zum Polit-Forum besser zu signalisieren. Wer nicht weiss, wo der Eingang ist, findet ihn heute kaum.

Göttin selber war als aktiver Politiker ein pointierter Linker, der aber debattierlustig auch an Anlässe der Wirtschaftsverbände ging. Der zweifache Vater hat keine Berührungsängste zu unkonventionellen oder (noch) nicht mehrheitsfähigen Ideen. Und obschon gebürtiger Basler, ist er ein glühender Vertreter einer starken Rolle Berns als Hauptstadtregion.

Ihm sei es zwar ganz wohl, wenn er als Figur im Hintergrund bleibe, sagt Göttin. Aber er macht auch klar, dass er das Haus mit seinem weiten Verständnis von Politik prägen will. Die Gelassenheit, den Dingen unaufgeregt auf den Grund zu gehen, gehört für ihn auch dazu.

Öffentliche Anlässe: Donnerstag, 8. Februar, 18.30 Uhr, Podium zur Diplomatenausstellung «Beyond Duty». Montag, 12. Februar, 18 Uhr, kontradiktorische Debatte zur Initiative No Billag. Details: www.polit-forum-bern.ch. (Berner Zeitung)

Erstellt: 07.02.2018, 10:18 Uhr

Von Gerechten und der Staatsräson

Paul Ignaz Vogel

Auch demokratische Staaten folgen der Staatsräson, verhalten sich opportunistisch. Staatsdiener können aber auch ihrem eigenen Gewissen folgen und versuchen, gerecht zu sein. Ein Beispiel bietet der Schweizer Diplomat Carl Lutz, der in Budapest gegen Ende des Zweiten Weltkrieges Abertausende von Jüdinnen und Juden vor dem sicheren Tod in Auschwitz rettete.

An einer Podiumsdiskussion im Käfigturm Bern erinnerte François Wisard vom Eidgenössischen Departement für Auswärtiges (EDA) an die Tätigkeiten des Diplomaten Carl Lutz (1895-1975). Mit seiner Frau Gertrud amtete Lutz 1935 - 1939 in Palästina für die konsularischen Dienste der Eidgenossenschaft. 1942 – 1945 wurde er in der Schweizer Botschaft in Budapest eingesetzt, wo ihm die Wahrung fremder Interessen (u.a. für Grossbritannien als palästinensische Mandatsmacht) oblag. Im Oktober 1944 besetzte die deutsche Wehrmacht Ungarn. Es folgte die Deportation von rund 400‘000 Personen ins Vernichtungslager Auschwitz. Lutz half als Schweizer Diplomat mit Schutzbriefen, Kollektivpässen und Schutzhäusern den Verfolgten. 1964 wurde er dafür von der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem geehrt. Später erhielt er die Medaille der Gerechten.

Gewiss hätte Lutz auch den desinteressierten Beamten spielen können, wie Wisard am Podium betonte. Lutz handelte jedoch jenseits der reinen bürokratischen Pflichterfüllung, er agierte aus Verantwortungsethik. Damit konnten schätzungsweise mehr als 60‘000 JüdInnen vor der Deportation und dem sicheren Tod gerettet werden. Wisard wies darauf hin, dass auch andere in Budapest vertretene Staaten, so zum Beispiel der Vatikan, in Schutzaktionen tätig waren. Dass die offizielle Schweiz erst nach dem Sieg der Roten Armee bei Stalingrad einen internen Meinungsumschwung vollzog, mag mit Opportunismus zu tun haben, wie Simon Erlanger von der Universität Luzern in einem nachfolgenden Diskussionsbeitrag festhielt.

Frau Gertrud Lutz wurde später in gleicher Weise wie ihr Mann Carl Lutz geehrt. Helena Kanyar von der Universität Basel skizzierte am Podium im Käfigturm Bern kurz die Lebensgeschichte von Gertrud. Sie war an Hilfsaktionen beteiligt, 1935 heiratete sie Carl Lutz und lebte mit ihm in Palästina. Nach dem Zweiten Weltkrieg folgte die Scheidung des Paares. Die neue Frau an der Seite von Carl beging nach dem ungarischen Volksaufstand von 1956 Selbstmord. Gertrud widmete sich weiterhin der internationalen Kinderhilfe als Vizepräsidentin der UNICEF.

Offizielle antijüdische Innenpolitik

Simon Erlanger von der Universität Luzern analysierte darauf am Käfigturm-Podium in Bern die schweizerische Innenpolitik seit dem ersten Weltkrieg. Diese wurde von einer Abwehrhaltung gegen die jüdische Einwanderung aus Osteuropa geprägt. Das Stichwort war Kampf gegen die sogenannte Überfremdung. Die vom obersten Fremdenpolizisten der Eidgenossenschaft, von Heinrich Rothmund propagierte Fernhaltung von Asylsuchenden währen der nationalsozialistischen Verfolgung

entsprach dem gängigen antijüdischen Muster der offiziellen schweizerischen Innenpolitik. Rothmund sprach sogar von „Verjudung“, die der Schweiz drohe.

Indessen lebten in der schweizerischen Bevölkerung auch andere Kräfte, welche den Schutzsuchen Hilfe und Zuflucht gewähren wollten. Auf Gemeindeebene konnte diese wirksam werden. So gaben zum Beispiel einzelne Gemeindeämter leere Geburtsurkunden ab, welche von den Schutzsuchenden ausgefüllt werden konnten. Damit wurde die schweizerische Zentralregierung mit ihrer Fremdenpolizei herausgefordert. Diese war seit 1942 über den Holocaust informiert.

Nicht explizit erwähnte Erlangen die Tatsache, dass während des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz ein Vollmachtenregime herrschte, womit damals nicht mehr von einem funktionierenden demokratischen Rechtsstaat ausgegangen werden konnte. Nur nebenbei wies er auf eine Gruppe von Offizieren hin, welche sich ab 1940 im Widerstand organisiert hatten und gegebenenfalls den autokratischen und nazifreundlichen Bundesrat hätte stürzen können. Diese Gruppe der Abwehr brachte es später im Kalten Krieg mit ihrer Geisteshaltung zu viel Einfluss in der Schweizer Armee. Und dürfte teilweise auch in der patriotischen Widerstandbewegung um die Geheimarmee P 26 und den Geheimdienst P 27 geendet haben.

AntikommunistInnen stets willkommen

Hannah Einhaus, die Diskussionsleiterin am Podiumsgespräch im Käfigturm Bern, fragte sodann Helena Kanyar von der Universität Basel, wie es antikommunistischen Flüchtlingen erging, die nach 1956 (Ungarnkrise) und nach 1968 (Sowjetbesetzung der Tschechoslowakei) in die Schweiz kamen. Kanyar, eine gebürtige Tschechin, war erst 1969 in unser Land geflohen. wo sie zuerst bürokratische Abweisung aus Routine erfuhr, weil die nicht zum Kontingent der Willkommenen gehörte. Als Verspätete fand sie jedoch bald spontane juristische Unterstützung, dann wurde ihr die Aufnahme gewährt. Die 1968 aus der Tschechoslowakei in die Schweiz Geflüchteten hätten vollauf von einer offenen und spendablen Willkommenskultur profitieren können, bestätigte Kanyar.

Am Podium blieb leider unerwähnt, dass 1956, während der Suez-Krise im kriegsführenden Ägypten einen grosse Verfolgung von JüdInnen stattfand. Flüchtende wurde vom schweizerischen Bundesrat in alter Manier abgewiesen. Hannah Einhaus, Biografin von Georges Brunschvig, hat immer wieder auf diesen betrüblichen, aber für die schweizerische Asylpraxis typischen Sachverhalt hingewiesen:https://www.swissjews.ch/site/assets/files/0/08/334/1__sas_ungarn.pdf

Das EDA präsentiert sich

Alt Botschafter François Nordmann vertrat am Podium im Käfigturm Bern die Ansicht, dass die Wahrung fremder Interessen durch die schweizerische Diplomatie eine grosse Bandbreite biete. Er erwähnte zwei weit auseinander liegende Beispiele. Die schweizerische Vertretung in Südafrika warnte noch während der Apartheid MitbürgerInnen vor den negativen Folgen der Rassendiskriminierung. Und nach dem Sturz von Allende und der Machtergreifung durch Pinochet wies die Schweizer Botschaft in Chile Hilfesuchende ab. Ein ethisches Verhalten wie es Carl Lutz gegen

Ende des Zweiten Weltkrieges in Budapest zeigte, spiele auch bei DiplomatInnen eine bedeutende Rolle. Jacques Pitteloud, ehemaliger Geheimdienstkoordinator und heute Leiter der Ressourcen (Personalchef) im EDA, erinnerte an die Schrecknisse des Genozids in Ruanda, die er aus familiären Gründen hautnah miterleben musste. Und die für ihn, nach seinen Aussagen, bis heute prägend sind. Pitteloud sprach auch davon, wie wichtig es ist, sich an das Geschehene zu erinnern, Untaten nicht zu verschweigen, nicht zu verwedeln oder schön zu schreiben. Eine aufrichtige Verarbeitung von Geschehenem ist nötig, um eine Erinnerungskultur zu finden. Und diese ist Voraussetzung für die demokratische Auseinandersetzung.

Siehe auch:

https://www.paul-ignaz-vogel.ch/archiv-10-nicht-sichtbar/

* * *

Zum Anlass

Aus Anlass des Schweizerischen Vorsitzes der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) war vom 31. Januar bis 10. Februar 2018 im Polit-Forum Käfigturm Bern eine Ausstellung den Diplomaten gewidmet, die im 2. Weltkrieg JüdInnen gerettet hatten. Darunter waren auch Schweizer wie Harald Feller, Carl Lutz, Ernest Prodolliet, Ernst Vonrufs und Peter Zürcher. Begleitet wurde die Ausstellung am 8. Februar 2018 von einer Veranstaltung, die sich mit dem Zwiespalt zwischen Vorschrift und Gewissen (BEYOND DUTY) auseinandersetzte, in welche DiplomatInnen geraten können. Die Historiker Simon Erlanger (Uni Luzern), Helena Kanyar (Uni Basel) und François Wisard (EDA) beleuchteten in einer Podiumsdiskussion unter Leitung von Hannah Einhaus die Situation der Diplomaten in Budapest um Carl Lutz, das Schweigen der Behörden in Bern und die Zivilcourage von Frauen wie Gertrud Lutz und vom Engagement der Kinderhilfswerke. Diplomat Jacques Pitteloud berichtete über seine persönlichen Aktivitäten im Kongo.

Die Ausstellung BEYOND DUTY und die Forumsdiskussion waren die ersten Veranstaltungen unter der neuen TrägerInnenschaft des Polit-Forums Käfigturm Bern. Es wird nun unterstützt vom Kanton Bern, von der Gemeinde Bern, von der Burgergemeinde Bern und von den evangelisch-reformierten und römisch-katholischen Landeskirchen.

(13.02.2018)

Thomas Göttin, neuer Geschäftsführer des Politforums Bern, begrüsst zahlreiche Gäste zur Podiumsdiskussion. Foto: zvg/Peter Mosimann

Leben retten jenseits der Pflicht

Botschafter und Historiker sprachen im Politforum Käfigturm über Schweizer Diplomaten, die sich über Vorschriften hinwegsetzten, um Menschen vor dem Nazi-Regime zu retten. Dass Völkermorde nicht mit den Nazis untergingen, belegten Erzählungen aus den 1990er-Jahren aus Ruanda oder Srebrenica.

Überwältigt vom grossen Interesse begrüsste Thomas Göttin, der neue Geschäftsführer des Politforums Bern, am 8. Februar 2018 hundert Gäste zur Podiumsdiskussion „Zwischen Vorschrift und Gewissen“ im Berner Käfigturm. Vor ausverkauftem Haus führte die Journalistin Hannah Einhaus mit zurückhaltender Moderation durch den Abend.

Das Grauen kennt viele Namen, aber kein Wort kann die Ermordung von Millionen Menschen sprachlich umfassen: Holocaust aus dem Griechischen bedeutet „völlig verbrannt“. Ha Shoah aus dem Hebräischen steht für Katastrophe, Untergang und Zerstörung. Das armenische Wort Aghet versucht den Völkermord in der Türkei an den Armeniern anfangs des 20. Jahrhunderts zu beschreiben. Itsembabwoko heisst Massaker in der Landessprache Kinyarwanda – die Rede ist vom Genozid 1994 in Ruanda durch Angehörige der Hutu an den Tutsi. Und das bosnische Pokolj wird für den Massenmord an Bosniern vom Juli 1995 in Srebrenica durch die Armee der Republika Srpska und Paramilitärs verwendet.
– Völkermorde sind also nicht als Phänomen einer unaufgeklärten Zeit abzutun. Die Veranstaltung „Zwischen Vorschrift und Gewissen“ thematisierte im neuen Politforum Käfigturm menschliche Abgründe ebenso wie sich selbst vergessenen Mut, der sich dagegen wandte. Auf dem Podium beteiligt waren:

• Dr. Simon Erlanger, Lehrbeauftragter der Universität Luzern
• François Nordmann, Alt-Botschafter, Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

• Dr. Helena Kanyar-Becker, Historikerin
• Dr. Jacques Pitteloud, Botschafter EDA
• Dr. François Wisard, Leiter des Historischen Dienstes des EDA

Begleitend wurde die Ausstellung „Beyond Duty“ (Jenseits der Pflicht) im Käfigturm gezeigt, die Diplomaten wie Carl Lutz, Harald Feller oder Ernst Prodolliet und ihren Verdiensten in Budapest, Bregenz und Amsterdam gewidmet war. Im Käfigturm wurden Exponate aus dem Holocaust-Museum Yad Vashem, dem Schweizerischen Bundesarchiv und dem Ungarischen Nationalarchiv gezeigt: Etwa originale Kollektivpässe, die den Mut vieler europäischen Diplomaten sichtbar machten. Sie und ihre Netzwerke retteten jenseits der Vorschriften Menschen, denen der Tod drohte, weil sie nicht in das rassistische Denkmuster der Nazis passten.

Die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem (יד ושם für Denkmal und Name) in Jerusalem erhielt ihren Namen nach Jesaja 56,5: „Ihnen allen errichte ich in meinem Haus und in meinen Mauern ein Denkmal, ich gebe ihnen einen Namen, der mehr wert ist als Söhne und Töchter: Einen ewigen Namen gebe ich ihnen, der niemals getilgt wird.“

Die anwesenden Fachleute beleuchteten die Triebfeder und die Aktualität rassistischen Denkens sowie Auswege daraus. Dr. François Wisard von Historischen Dienst der EDA legte dar, dass in Ungarn rund 800 000 Jüdinnen und Juden oder Menschen, die als solche von den Nazis deklariert wurden, lebten. Die eine Hälfte, die in der Provinz lebte, sei der Deportation und Ermordung in Auschwitz nicht entkommen. Die andere Hälfte in Budapest habe sich in Schutzhäuser retten können, erhielten Schutzbriefe oder Palestine-Certificates, die zwar eine Ausreise nach Palästina nicht ermöglichte, jedoch ihre Existenz meist sicherte.

Dank der Verhandlungen mit den deutschen Besatzern und der ungarischen Regierung setzte Carl Lutz die Ausstellung von Kollektiv-Pässen durch, deren Kontingent er trickreich bei weitem überschritt. Wisard betonte, dass Carl Lutz nicht alleine 100 000 Schutzbriefe ausgestellt und sich um die Menschen in Todesangst gekümmert habe. Ein grosses Netzwerk sei vonnöten gewesen: „Als Historiker muss ich alle Beteiligten berücksichtigen!“

In den Fokus rückte die Historikerin Dr. Helena Kanyar-Becker die erste Ehefrau des Vizekonsuls in Budapest Gertrud Lutz-Fankhauser. Sie habe sich weltweit in der Kinderhilfe einen Namen gemacht. Nach ihrer Heirat habe Gertrud ihren Mann 1933 nach Palästina begleitet und in zahlreichen Internierungslagern gewirkt. Bei der Verleihung des Titels „Gerechte unter den Völkern“, der ihr und ihrem Mann im Jahr 1964 in Yad Vashem zuteil wurden, hätten die ungarischen Juden gerufen: „Unser Schutzengel!“ Die Historikerin unterstrich, dass Carl Lutz seine grossen Verdienst ohne seine Frau Gertrud niemals geschafft hätte.

„Mein Grossvater war 1938 Jasspartner von Carl Lutz in Tel Aviv“, verriet Dr. Simon Erlanger, und lockerte damit die Atmosphäre im Raum spürbar auf. Erlanger studierte in Alon Shevut, Basel und Jerusalem Geschichte und Soziologie und arbeitete in den 90er-Jahren in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem. Heute bekleidet er die Position des Forschungs- und Lehrbeauftragten am Institut für Christlich-Jüdische Forschung an der Universität Luzern.

Man habe in Bern gewusst, was passiert, sagte der Historiker mit Nachdruck. Der Chef der Fremdenpolizei von 1919 bis 1955 Heinrich Rothmund habe Begriffe hierzulande wie „Überfremdungsfaktor“ und „Überjudung“ geprägt. „Es wurden tausende von Menschen an den Grenzen abgewiesen, aber Dokumente gibt es keine mehr.“ räumte Erlanger ein und gab zu Bedenken: „Schätzungen zufolge wurden 30 000 Menschen abgewiesen, die Karteien hierzu wurden nie gefunden.“ Bis 1953 habe es in der Schweiz kein Recht auf Asyl gegeben. Seit der Schlacht von Stalingrad 1943 habe man gewusst, wer den Krieg gewinnt. Vor allem Ostjuden wollte man hier nicht haben, die Einbürgerungsabwehr habe bis in die 1990er-Jahre gedauert.

Als ehemaliger Botschafter unter anderem in Guatemala, Costa Rica, Honduras, Nicaragua, El Salvador und Panama fühlte sich François Nordmann berufen das Wirken Carl Lutz zu relativieren. Man müsse die unterschiedlichen Rechtsformen und Menschenrechtskonventionen in jedem Land berücksichtigen. In Chile unter Pinochet sei die Gefahr vom Militär auf den Strassen ausgegangen. In Südafrika während des Apartheids-Systems sei die Bedrohung durch die staatlich verordnete Vorherrschaft der „Weissen“ und der Rassentrennung erfolgt.

Der ehemalige Geheimdienstkoordinator Jacques Pitteloud, der als Direktor für Ressourcen im EDA auch die Personalführung verantwortet, beeindruckte das konzentriert zuhörende Publikum durch seine persönlichen Erzählungen. Als Diplomat in Ruanda habe er den Völkermord an den Tutsi 1994 aus nächster Nähe miterlebt: „Ich habe mich nie davon erholt“ offenbarte Pitteloud und setzte nach: „Ich habe alle Bücher über dieses Grauen gelesen und kann ihnen trotzdem keine plausible Erklärung liefern“. Er traf sich mit Überlebenden der Shoah und erzählte ihnen von seinen Erlebnissen in Ruanda. „Die alten Menschen fingen dann an selbst über ihre Leiden zu erzählen, weil sie spürten, dass ich mitfühlen kann.“

Er habe passive und feige Menschen dort erlebt oder sich Erklärungen anhören müssen, dass die Tutsi das verdient hätten. Alle hätten versucht ihre Haut zuretten – wenige haben geholfen. „Als ich dann 1995 vor dem Fernseher sass und einen Bericht über Srebrenica sah, wusste ich: Diese Leute werden alle sterben.“ Betroffene Stille breitete sich im Raum aus. Moderatorin Hannah Einhaus fragte in die Runde, welche Art Erinnerungen wichtig seien, um solch unfassbaren Verbrechen zu verhindern? Simon Erlanger erwiderte: „Wir leben in einer geschichtsvergessenen Zeit. Nicht mal mehr das Fach Geschichte gibt es an den Schulen und sei in andere Fächern integriert“, rügte der Historiker das Schulsystem und warnte: „Eine Gesellschaft ohne Geschichtsbewusstsein ist gefährlich!“

„Geschichtsinteresse beschränkt sich nicht auf die Serie ‚Games of Thrones’“, warf Pitteloud ein und erntete Lacher, die ersten an diesem Abend. Es würden eher die dunklen Seiten der Menschen für politische Zwecke ausgenutzt. „Warum hat die Schweiz so viele Probleme über sich selbst zu sprechen?“ wollte ein Gast wissen.

Jacques Pitteloud antwortete sehr persönlich, das sei eine ewige Diskussion mit seiner Frau. Man wolle seine Vorfahren als Helden sehen. Es sei so schwer zurückzuschauen. Er ertappe sich selbst dabei zu rufen „Das stimmt nicht!“, wenn jemand etwas gegen die Schweiz sagt. Ein Gast fragte: „Will der Mensch nicht lernen, oder kann er nicht?“ Jacques Pitteloud erwiderte: „Menschen lernen nur, wenn man sie aufklärt. Doch viele haben zum Lernen keine Chance.“

Christina Burghagen

Die Veranstaltung widmete sich dem Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar. Die Ausstellung und die Podiumsdiskussion fanden anlässlich des diesjährige Schweizerischen Vorsitzes der International Holocaust Remembrance Allianz in Zusammenarbeit mit der israelischen Botschaft statt. Das Politforum Bern Käfigturm steht seit letztem Jahr unter der Trägerschaft von Stadt, Kanton und Burgergemeinde Bern sowie der beiden Landeskirchen.
Im Westflügel des Bundeshauses befindet sich der Drehpunkt der Schweizer Aussenpolitik, die Leitung des EDA. Hier wurde am 12. Februar 2018 ein Sitzungsraum auf den Namen «Salle Carl Lutz» getauft.

13. Februar 2018
erstellt von «pfarrblatt»

Bern

Wissen und Macht Die Statistikdienste der Stadt Bern feiern ihr 100-jähriges Bestehen mit einer Ausstellung im Käfigturm. Und blicken etwas neidisch auf den Branchenprimus Facebook. *Fabian Christl*

Gentrifizierung avant la lettre

Ein paar Plakate mit Grafiken und eine Handvoll Ausstellungsobjekte: Von Reizüberflutung kann keine Rede sein. Die heute beginnende viertägige Ausstellung im Käfigturm zum 100-Jahr-Jubiläum von Statistik Stadt Bern entspricht eher dem trockenen Image der Statistiker. Interessant ist sie trotzdem. Denn die Kuchendiagramme und Zahlenreihen ermöglichen Einblicke in vergangene Zeiten. So erfährt man beim Stöbern in den Handbüchern etwa, dass steigende Mietpreise kein neues Phänomen sind: 1913 kostete eine Dreizimmerwohnung in Bern im Schnitt 48.90 Franken pro Monat; 1920 waren es bereits 71.20 Franken – aus heutiger Perspektive noch immer günstig, aber beinahe 50 Prozent teurer als sieben Jahre vorher.

•

Im selben Zeitraum etablierte sich auch das Kirchenfeld als teuerstes Wohnquartier der Stadt Bern. 1913 waren die Mieten im Kirchenfeld noch gleich teuer wie jene in der Länggasse; 1920 war das Kirchenfeld dann das mit Abstand teuerste Quartier. Noch nicht vonnöten war damals eine Velo-Offensive: 1920 zählten die Statistiker in der Stadt Bern erst 535 Autos. Mietpreise und Motorfahrzeuge sind nach wie vor Bestandteile der statistischen Jahrbücher. Andere Daten fielen hingegen dem gesellschaftlichen Wandel zum Opfer. So erfuhr man 1925 im ersten «Statistischen Handbuch der Stadt Bern», dass Unverheiratete ein beinahe doppelt so hohes Risiko einer Totgeburt tragen wie Verheiratete. Nach solchen Informationen sucht man in den aktuellen Publikationen vergebens. «Die Auswahl der Daten sind stets auch Abbild gesellschaftlicher Entwicklungen», sagt Thomas Holzer, Bereichsleiter Statistik der Stadt Bern. Am Anfang des 20. Jahrhunderts habe man etwa die Anzahl ein- und ausgehender Telegramme gezählt. Bei den E-Mails und Whatsapp-Nachrichten sei das natürlich nicht mehr möglich.

•

Während es heutzutage als Selbstverständlichkeit angeschaut wird, dass die Behörden Statistiken über die Bevölkerung erstellen, war das im 19. Jahrhundert noch anders. In Bern scheiterte 1899 der erste Versuch an der Urne deutlich, ein statistisches Amt einzuführen. Ob das Nein einem Unbehagen gegenüber der staatlichen Autorität geschuldet war oder ob der dafür nötige Kredit in der Höhe von 7000 Franken den Ausschlag gab, lässt sich allerdings nicht mehr eruieren. Klar aber ist, der Widerstand gegen das Sammeln von Daten war zeitweise höher. Volkszählungen lösten regelmässig Boykottbewegungen aus. Das kommt nicht von ungefähr. Historiker wie Michel Foucault argumentieren, dass die Bevölkerung erst durch Statistiken regierbar wurde. So war die Entwicklung der Statistik eng mit dem Aufkommen des Nationalstaats verknüpft. Vorher begnügten sich die Herrschenden damit, Steuern einzutreiben und Krieger zu akquirieren. Danach galt es auch, auf Todesraten und Wanderbewegungen einzuwirken.

•

Der Berner Gemeinderat begründete 1899 seinen Wunsch nach einem statistischen Amt dahingehend, dass die Daten ein hilfreiches Mittel «zur Vornahme legislativer Neuerungen» wären. Zudem liesse sich dann eruieren, «wie die älteren zurzeit bestehenden gesetzlichen Vornahmen gewirkt haben». An der Begründung hat sich seither wenig geändert. Auch Holzer betont, dass Statistiken den Politikerinnen und Politikern ermöglichen, Entscheide auf seriöser Grundlage zu fällen. Was ungenügend detaillierte Daten für Folgen haben können, hat man in der Stadt Bern etwa bei der Schulraumplanung gesehen: Weil das Wachstum der Schülerzahlen nicht richtig antizipiert worden war, versäumte man die rechtzeitige Bereitstellung von ausreichend Schulraum. «Seither haben wir die Prognosen verfeinert», sagt Holzer dazu.

•

Auch wenn gewisse Daten weggefallen sind: Heute ist das statistische Jahrbuch der Stadt Bern dreimal so dick wie vor 90 Jahren. Gleichwohl sind die Behörden nicht mehr die grössten Datensammler: Facebook und Co. wissen wohl einiges mehr über unser Leben als Statistiker Holzer. Er will das ändern: «Eine aktuelle Herausforderung besteht darin, zu prüfen, ob man auch diese Datenquellen nutzbar machen kann.»

Berner Woche Veranstaltungen

Mehr Angaben unter: agenda.derbund.ch

Von 15. bis 21. März 2018

Dies & Das Die Berner Museumsnacht

Nebenbei noch schnell die Welt retten

An der Museumsnacht 2018 gibts viel zu bestaunen: Star-Stör-Köche, Superhelden, einen Kaleidoskop-Kuchen und sogar einen LSD-Trip. Wir bieten Orientierungshilfe.

Ane Hebeisen

Nein, der mutigere tritt auf einem Kampfpanzer aus dem 1. Weltkrieg lässt sich an der heurigen Museumsnacht nun doch nicht unternehmen. Einen solchen von Gefängnis zu stellen hatte das **Hotel Bellevue Palace** angedacht, weil man darauf hinweisen wollte, dass der Säbelrassel General Wille während des Kriegs sein Armee-Hauptquartier im Hotel eingerichtet hatte. Es hagelte Kritik und Schelte. Immerhin ist nun dieses Hauptquartier zu besichtigen, samt historischer Telefonanlage.

Doch es wäre gelacht, wenn sich an einer Museumsnacht nicht auch für Panzer- und Telefonanlagen-Skeptiker etwas Interessantes finden würde. Am Anfang einer Museumstour könnte beispielsweise der Gang in die **Antikensammlung Bern** (Hallerstr. 12) stehen. Dort darf man sich seine eigene Superheldenmaske basteln. Dergestalt verkleidet gehts dann ins Obergeschoss des **Historischen Museums**, wo ein Ort psychedelischer Erfahrungen geschaffen werden soll: mittels Meditation, Klangmeditationen und LSD-Trip – Letzterer allerdings nur auf Virtual-Reality-Basis.

Alternativen zum Lesen

Ja, man lässt sich allerhand einfallen für die Nacht der Lust beleuchteten Bücher lesen. Zum Beispiel in den **Bibliotheken**: Jene am **Gutsamplatz** hat die amtierenden Jo-Jo Weltmeister zum Spielen geladen (18, 19.30, 21, 22.30 und 0 Uhr). Sie dürften immerhin nicht viel Lärm machen. In der **Burgerbibliothek** besteht die Möglichkeit, sich wie zu Zeiten unserer Urgrosseltern fotografieren zu lassen, während die **Kornhausbibliothek** «lebende Bücher» in ihre Räumlichkeiten stellt. Auch die **Universitätsbibliothek** bietet eine Alternative zum Kerngeschäft Lesen: Hier trägt einem der Slam Schweizer **Meister** seine Zungen Wörter um die Ohren (19.30, 20.45, 21.45 Uhr).

Apropos Slam Schweizer Meister: Auch Christoph Simon trägt diesen Titel und ist an der Museumsnacht zum Spassen aufgelegt (**Zentrum Paul Klee** 19, 21.30, 22.30 Uhr). Er wechselt sich ab mit dem Heldensaison geniessenden «Magazin»-Kolumnisten Max Küng (20, 22 und 23 Uhr). Nachgerade vertrauensselig gibt man sich bei den Soldaten der **Heilsarmee**: Ein Vortrag im organisationseigenen Museum (Laupenstrasse 5) gibt Antwort auf die Frage: «Was macht die Heilsarmee jede Woche bei den Seniorenheimen?» (ermittelt, 22.4 Uhr).

Es gibt Museumsnacht-Teilnehmer, die verhindern, die Museen mit eher artfremden Interventionen in ihre Institutionen zu locken. Das **Schweizerische Bundesarchiv** tritt beispielsweise zum mentalen Beatreten. Und die **Credit Suisse** will – neben als es die Vergangenheit – in die Zukunft blicken. Sie bietet Virtual-Reality-Filme zur Ansicht.

Ein bisschen pomadig gibt sich dagegen der **Erlacherhof**. Hier lässt sich im Prunk und Protz der Mehrbesseren aus dem Barock Zeitalter schwelgen. Es gibt eine Festtafel, einen barocken Ball und anderweitige Opulenz.

Im **Polit-Forum** im Käfigturm moderiert Sandra Künzi eine Art Parlamentsdebatte: Vier Politiker oder Prominente führen vier Minuten zu einem Anliegen sprechen, das Publikum hört zu und entscheidet, was davon zu halten ist. Unter den Sprechern ist auch Stadtpräsident Alec von Graffenried. Und Stadtrat Manuel C. Widmer hält die passende Musik zu den Debatten bereit. Im **Museum für Kommunikation** zeigt der Radiomann Beeto von Cänten eine Drachen (20.30, 21.30 und 22.30 Uhr), danach übernimmt der Stummusik-Held Illi Buner und versorgt die Animationen aus dem Fundus des Animationsfilmfestivals Fantoche.

Fast schon Übermenschliches hat das **Naturhistorische Museum** im Sinn: Hier kann man Dinosaurier auferstehen lassen oder ganze Städte retten. Wem das nicht genügt, der kann noch schnell die Erde retten, indem er Asteroiden abschiesst, die sich auf Kollisionskurs zu ihr befinden. Den Soundtrack dazu liefert die Camerata Bern, die zusammen mit den Geburtsorten Sergei Prokofjew (auch «Der Fleischwolf» gilt (stimmt) 19 bis 22 Uhr).

Das Essen

Apropos Fleischwolf: Das kulinarische Angebot fällt heuer etwas konventioneller aus als auch schon. Immerhin: Im Restaurant **Las Alps** im Alpinen Museum gibt es farbiger Kaleidoskop-Kuchen im Angebot, die **Antikensammlung** tischt «Superfood mit Zusatzfunktion» auf, im **Botanischen Garten** kann man sich seinen eigenen Kräutertee zusammenmischen, und vor dem **Kunstmuseum** bereitet der Star-Stör-Koch Wesley Qian Strassenfood aus Shanghai zu. Ob das Rohmaterial der Weisswürste, die es im **Schützenmuseum** zu essen gibt, von den Schützen höchstselbst erlegt worden ist, entzieht sich dem Wissen des Chronisten.

Die Musik

Das musikalische Angebot der Museumsnacht hat auch heuer fast schon Festivalausmasse. In der Schweizerischen Nationalbibliothek geben **Tim & Puma Mimi** ihren windschiefen japanisch-helvetischen Elektro-Pop zum Besten (19.30, 20.30, 21.30 und 22.30 Uhr). Und in der Lounge werden die Lieblingsplatten von Mani Matter vorgespielt. Ein Gang ins Museum Gebäude lohnt sich schon allein wegen der musikalischen Anwesenheit der Berner Clan-Elektro-Gruppe **Fiji** (20, 21, 22 und 0 Uhr). Zwischen ihren Showblocks übernimmt Berns höchster Plattenverkäufer **Serge Berthoud** an den Plattentellern. **The Black Lions** haben in den Sechzigerjahren in der Tanzdiele Matte der Musik der Beatles und der Rolling Stones gehuldigt. Im Historischen Museum gibt es sie noch einmal zu bewundern (20, 21.15, 22.30 und 23.30 Uhr).

In der Lounge des Parlamentsrestaurants im Bundeshaus wird von 23 bis 3 Uhr schräger **Jazz** gespielt. Sehr viel gebrochlicher wird es in der Universitätskirche klingen, wo die Gruppe **Trampeltier of Love** (die Trutzbigin Band von Malin Kämpf und King Pepe) zu Werke geht (23, 0 und 1 Uhr). Herr **Pepe** wird um 20 und 21 Uhr musikalisch im Zentrum Paul Klee mit dadaistischem Mundart-Pop auffällig. Das Ensemble **Tütrafiltes** spielt Klanglieder schmelzender Gletscher (Comy Instl Collection, 19, 19.30 und 20 Uhr), und der Hamburger **Musiker Andi Otto** stellt in der Kunsthalle ein erstaunliches Instrument namens Fello vor, einen mit Bewegungssensoren erweiterten Cellobogen (21 und 22 Uhr).

Ein musikalisches Grossangebot wird im Kunstmuseum zu bestaunen sein. **Serej**, der im Alter immer nachdenklicher werdende Cityklass-Rapper, tut sich als Mani-Matter-Interpret am Balladenpiano hervor (20.30, 21 und 21.30 Uhr), **Mich Gerber** zupft und streicht seinen Kontrabass (22, 22.30 und 23 Uhr), und **Shirley Grimes** übernimmt zusammen mit Wolfgang Zwiauer die Kunstmuseums-Spätschicht (23.30, 0 und 0.30 Uhr).

Und wer wissen will, warum Musik so toll ist, kann deren Wirkung im Psychiatrie-Museum am eigenen Körper ausmessen lassen.

Diverse Orte Freitag, 16. März, ab 18 Uhr.

In der Museumsnacht wird das Bundeshaus zur schrägen Jazz-Lounge. Foto: zvg

Sounds Calexico

Flucht an den Sehnsuchtsort

Bei Calexico ist alles da: Reggae, Cumbia, Trompeten und Chorgesänge, funky Gitarren und ganz alter Folk-Rock. Um im Musikgeschäft erfolgreich zu sein, muss man sich festlegen? Nein, gar nicht. Calexico, das Duo aus Arizona, ist der lebende Beweis dafür. Dieses Jahr ist ihr neuntes Studioalbum erschienen, es heisst «The Thread That Keeps Us» und erfreut sich grosser Beliebtheit. Da gibt es traditionell getrommelte Beats mit solchen aus dem angealterten Rhythmuscomputer, Klatschgeräusche, sanfte und provokative Gitarren («Bridges to Nowhere»).

Weiter werden Geschichten von der Liebe in Zeiten der Extreme, der Flucht an Sehnsuchtsorte und Ortschaften, die im Nirgendwo führen. Einst für die Rhythmussektion der Band Giant Sand von Howe Gelb verantwortlich, wird Joey Burns und John Convertino heute nachgesagt, sie würden «Gringo Rock» machen. Das wird sie kaum stören. Mit Grenzen haben sie es eh nicht so. Schon der Bandname Calexico ist ein Kofferwort aus Mexico und Kalifornien, das Grenzland ist ihr Spezialgebiet. (mit)

Fri-Son Freiburg Sa., 17. März, 20 Uhr. Support: Soloskonzert von Matthew Caws von der Band Nada Surf.

Sounds Shannon Lay

Bekenntnis zur eigenen Musik

«Eines Tages nimmt dich das Leben irgendwohin mit. Also eigentlich dorthin, wo du hingehen willst», singt Shannon Lay unpersönlich in «Caterpillars». Letztes Jahr erschien ihr Album «Living Water», auf dem mit Gitarren und Geige eingespielte Folkmusik zu hören ist. Unaufdringlich, trocken abgemischt und allein den simplen Melodien gewidmet, gibt es die musikalische Essenz der Musikerin wider.

In Los Angeles, wo Shannon Lay lebt, hat sie sich mit ihrer Punkband Feels eine Fangemeinschaft erspielt. Solo führt sie das System auf das Minimum herunter: Klingt das Debüt «All This Life Going Down» wie ein Demo-Tape für eines der frühen Lana del Rey Alben, hat sie auf ihrem zweiten Werk «Living Water» die Hallefekte weggelassen, als würde sie sich jetzt zu ihrer eigenen Musik bekennen.

Die Dynamik macht einzig die Stimme selbst: Wenn sie flüstert, geht sie ganz nah ans Mikrofon heran, zieht sie die langen Töne über die gezupfte Gitarre, wirft sie den Kopf nach hinten. Weil es hier fast sich Musik wirklich nicht auf nehmen. (mit)

Bad Bonn Düdingen Fr., 16. März, 21.30 Uhr. Support: Lonesome Station.

Sounds Nolan Quinn

Aus der Zeit gefallen

Der Trompeter Nolan Quinn hat sich einem Jazz verschrieben, der in seiner Retro-Orientierung geradezu zeitlos wirkt.

Georg Modestin

Der Jazz, der auf Nolan Quinns neuem Album «Soothin'» (Rhinoceros Jazz Records) erklingt, wirkt auf bezaubernde Weise aus der Zeit gefallen. Der in Bern ausgebildete Trompeter erinnert damit an seinen 2002 verstorbenen amerikanischen Instrumentalkollegen Ruby Braff, der sich in den Fünfzigerjahren einen Namen als vollendeter Swingstilist machte. Bei Quinn ist die stilistische Ausrichtung etwas moderner, indem er sich heute am klassischen Hardbop der späteren Fünfziger- und Sechzigerjahre sowie am Mainstream orientiert. Dies tut er so beseelt und klangschön, dass man darob glatt vergisst, dass seine Musik an und für sich nicht neu ist.

Die selbst gewählte Retro-Ästhetik wird konsequent durchgezogen, von der Wahl der Aufnahmetechnik und des Aufnahmeorts im Festsaal der Musikliebhabergesellschaft der Stadt Luzern – die zusammen einen möglichst natürlichen Sound ergeben sollen – bis zum Albumtitel. Selbstredend erinnern «Soothin'» an Hardbop-Nummern wie «Moanin'», «Wailin'» oder «Cookin'». Allein schon von der Wortbedeutung her ist «Soothin'» aber die sanftere, beruhigende Variante.

Das Album ist in Quartettformation eingespielt worden. Für den Berner Auftritt hat sich Quinn mit dem Tenoristen Jürg Bucher zusammengetan, der für eine zusätzliche klangliche stilistische Facette sorgen wird. Begleitet werden sie von Oliver Illi am Piano neben Quinn der einzige Musiker, der auch auf der CD vertreten ist – und Quinns Brüdern Simon (Bass) und Brian (Schlagzeug).

Be-Jazz-Club Vidmarhallen Freitag, 16. März, 20.30 Uhr.

Sounds The Next Movement

Groove und Gefahr

Wenn eine Rhythm-Section zur Band wird. The Next Movement.

Ane Hebeisen

Wie hat Prince einst so schön gesagt? «Was der Popmusik fehlt, ist Gefahr.» Ähnliches muss sich auch die Berner Gruppe The Next Movement gedacht haben, bevor sie sich an die Aufnahmen ihres ersten Albums «Loud» gemacht hat. Denn was sie ihrer Hörerschaft entgegenschleudert, ist Popmusik, in der man dem Abenteuer und der Gefahr ständig über den Weg läuft. Und wenn diese mal fehlen, dann sitzt man auf Sexyness und Rausch und auf den Geruch von ungetrocknetem Schweiss.

Dabei ist das Album der Berner nicht etwa ein Werk, das die Verheissungen der Gegenwart oder der Zukunft feiern würde, nein, es ist ein fast schon nostalgisches Stück Musik, das sich auf Zeiten besinnt, in denen die Tanzböden noch nicht klimatisiert waren, in denen Glam noch nicht mit Schmierigkeit gleichgesetzt wurde – und die Discokugel noch stets ihre Runden drehte.

Die Band kennt sich in diesem Milieu bestens aus. The Next Movement sind J. J. Flueck, Sam Siegenthaler und P. Kaeser, eine Band gewordene Rhythm-Section also. Schweizweit hoch angesehen ist das Gespann als Groove-Motor der James Brown Tribute Show oder von Leuten wie Greis, Nicole Bernegger, William White oder Marlito. Mit «Loud» hat sich das Trio vom Nimbus der Cover- oder Begleitband endgültig befreit. J. J. Flueck besticht als unbändiger, schlagzeugspieler Sänger, die Songs wird man womöglich nie auf einer Ukulele nachspielen wollen, aber sie sind von dramaturgischer Klasse, und ihr Soul-Disco-Funk-Gemenge geht auch gerne flirts mit der Gegenwart oder mit musikalischen Genres ein.

Noch ein Prince-Zitat: «Manchmal braucht man Jahre, um über Nacht erfolgreich zu werden.» The Next Movement könnte genau dies blühen.

Reitschule Dachstock Do., 15. März, 21 Uhr.

Riecht nach ungetrocknetem Schweiss: The Next Movement aus Bern. Foto: S. Meier

Selfies und Sensibilisierung

von Céline Graf Zu «öffentlichen Räumen in digitalen Zeiten» zeigt das Polit-Forum Käfigturm in der Ausstellung «Re/public» zeitgenössische Kunst. Anschaulich und spielerisch greifbar wird etwa die ambivalente Rolle von Social Media.

Finde die Künstlerin: Émilie Brout auf einem fremden Schnappschuss in Paris. © Émilie Brout & Maxime Marion, Ghosts of your Souvenir (2015-present), Courtesy the artists and 22.48 m², Paris

Veranstaltungsdaten

MI 02.05.2018 10.00 - 07.07.2018
MI 02.05.2018 17.00

Émilie Brout und Maxime Marion gehen auf Sightseeing-Tour durch europäische Hauptstädte – als Performance. Das Pariser Duo lässt sich seit 2014 vor Sehenswürdigkeiten an gut frequentierten Touristenorten fotografieren. Manchmal entdeckt man die Künstler erst bei genauem Hinsehen im Hintergrund als scheinbar zufällige Statisten, die in die Kamera der Person vor ihnen blicken. Die Schnappschüsse und Selfies, die sie danach im Internet – vor allem über Social Media wie Instagram oder Facebook – ausfindig machen, ergeben zusammen ein Ferienalbum der anderen Art. Es ist lustig anzuschauen, hinterlässt aber gleichzeitig das komische Gefühl, ungebetener Zuschauer oder gar Voyeur zu sein. Was ist hier privat, was öffentlich?

Die Ausstellung «Re/public» im Polit-Forum Käfigturm zeigt künstlerische Perspektiven auf «öffentliche Räume in digitalen Zeiten». Neben Brouts und Marions Installation «Ghosts of your Souvenir» sind neun weitere Arbeiten zu sehen. Sie reichen von jüngerer elektronischer Kunst, die teils mit der Hacker-Szene verlinkt ist, bis zurück zu Pionieren der Netzkunst.

Weniger ahnungslos

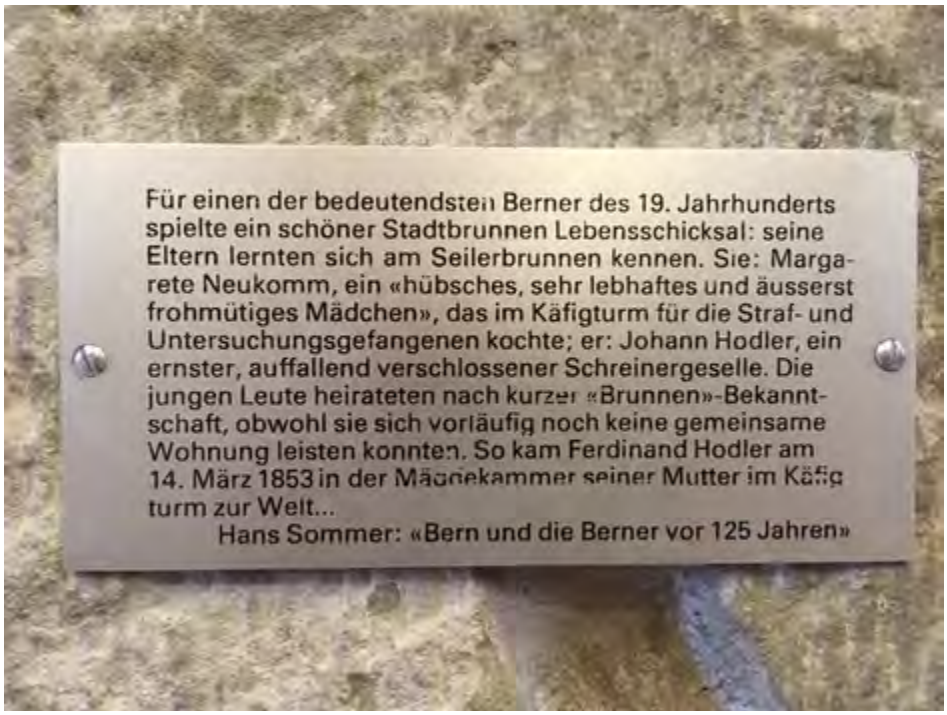
Der Schweizer Medienkünstler Marc Lee etwa thematisiert in seinem programmierten «TV-Bot» die ambivalente Rolle von Social-Media-Mechanismen für politische Kampagnen. Wo hört die Meinungsbildung auf, wo beginnt die Manipulation? Eine Grauzone, die angesichts der Skandale um Facebook und Cambridge Analytica momentan besonders zu reden gibt.

«Die Ausstellung gibt keine klaren Messages mit, aber sie sensibilisiert und verkleinert Ahnungslosigkeiten», sagt Stefanie Marlene Wenger, die die Ausstellung zusammen mit Roland Fischer und Raffael Dörig kuratiert hat. Zudem debattieren Podiumsgäste aus Politik, Medien, Wirtschaft, Wissenschaft und Kirche über digitale Räume der Freizeit, des Konsums oder der Demokratie.

Kam Hodler im Käfigturm zur Welt? (1)

Ausstellung zu Hodlers 100stem Todestag im Kunstmuseum Bern ab dem 14. September. Aber wo wurde Hodler eigentlich geboren? Eine Infotafel im Käfigturm sagt: Genau hier. Stimmt das? – Aber sicher, Hodler wird es ja wohl gewusst haben.

Die Gedenktafel im Käfigturm. (Foto: Thomas Göttin)



Fredi Lerch 05.09.2018 06:30

Beim Besuch einer Veranstaltung im Käfigturm in der Berner Altstadt komme ich mit dem Geschäftsführer des dort domizilierten Polit-Forums Bern, Thomas Göttin, ins Gespräch. Im Veranstaltungsraum des zweiten Stocks zeigt er mir eine kleine, mit zwei Schrauben in der grob behauenen Wand fixierte Blechtafel, auf der zu lesen ist: «Für einen der bedeutendsten Berner des 19. Jahrhunderts spielte ein schöner Stadtbrunnen Lebensschicksal: seine Eltern lernten sich am Seilerbrunnen kennen. Sie: Margarete Neukomm, ein

‘hübsches, sehr lebhaftes und äusserst frohmütiges Mädchen’, das im Käfigturm für die Straf- und Untersuchungsgefangenen kochte; er: Johann Hodler, ein ernster, auffallend verschlossener Schreinergeselle. Die jungen Leute heirateten nach kurzer ‘Brunnen’-Bekanntschaft, obwohl sie sich vorläufig noch keine gemeinsame Wohnung leisten konnten. So kam Ferdinand Hodler am 14. März 1853 in der Mägdekammer seiner Mutter im Käfigturm zur Welt… / Hans Sommer: ‘Bern und die Berner vor 125 Jahren‘».

Wir sind uns einig: eine gute Geschichte. Aber ob das tatsächlich so gewesen ist? Woher hatte Hans Sommer, immerhin ein Historiker, diese Informationen? Nach einigen Klicks auf dem Handy ist klar: Sommer wurde 1900 geboren und kam wohl 1916 von Aeschlen bei Oberdiessbach ins Seminar Muristalden nach Bern. Ob er die Episode von Hodlers Geburt im Käfigturm damals, zur Zeit des Ersten Weltkriegs, irgendwo in der Stadt aufgeschnappt hat?

Ich sage zu, die Spur aufzunehmen.

Wo Hans Sommer fündig geworden ist

Was auf der Tafel im Käfigturm steht, entspricht ungekürzt und wörtlich der Passage in Sommers Buch, das als Quelle angeben ist.[1] Allerdings ergibt seine Konsultation, dass Sommer keinen Hinweis macht, woher er diese Episode hat. Immerhin weist die als Zitat angeführte Charakterisierung von Hodlers Mutter – ein «hübsches, sehr lebhaftes und äusserst frohmütiges Mädchen» – darauf hin, dass sich der Autor auf eine schriftliche Quelle stützt. Wie weiter? Muss ich nach dem Nachlass des 1989 verstorbenen Hans Sommer suchen in der Hoffnung, darin eine Typoskriptversion des Buches zu finden, aus der sich die Quelle erschliesst?

Vorerst rufe ich den Schriftsteller Beat Sterchi an, von dem ich weiss, dass er sich seit langem kontinuierlich mit Ferdinand Hodler beschäftigt. Tatsächlich ist ihm die

Episode von Hodlers Geburt im Käfigturm bekannt. Als ich nach seiner Quelle frage, nennt auch er Hans Sommer, jedoch einen anderen Buchtitel: «s'git numen eis Bärn», eine Sammlung von Jugenderinnerungen.[2]

Ein Blick in dieses Buch genügt, um die Suche nach Sommers Nachlass überflüssig zu machen. Seine Quelle ist das vierbändige Hodler-Werk von C. A. Loosli. Darin gibt es eine biografische Skizze, in der es heisst: «Die jungen Leute verliebten sich und heirateten einander nach verhältnismässig kurzer Bekanntschaft, obwohl sie beide nichts besassen als einige unbedeutende Lohnersparnisse und ihren Arbeitswillen. So kam es, dass, als Ferdinand am 14. März 1853 zur Welt kam, seine Eltern sich noch beide in ihren Stellen befanden und keine gemeinsame Wohnung bezogen hatten. Ferdinand kam also im Käfigturm zur Welt und wurde, acht Tage nach seiner Geburt, im Münster zu Bern getauft.»[3] Auch die von Sommer zitierte Wendung vom «hübsche[n], sehr lebhafte[n] und äusserst frohmütige [n] Mädchen» findet sich in dieser Passage.

Damit ist klar: Was auf der Tafel im Käfigturm Hans Sommer zugeschrieben wird, hat C. A. Loosli bereits 1921 veröffentlicht. Bloss die – offenbar frei erfundene – «Mägdekammer» scheint von Sommer hinzugefügt worden zu sein. Aber welche Quellen hatte Loosli?

Wo C. A. Loosli fündig geworden ist

Lesesaal der Nationalbibliothek. Loosli beginnt im Band 1 seines Hodler-Werks die biografische Skizze mit dem Kapitel «Die Kinderzeit Ferdinand Hodlers». Direkt unter diesem Titel steht abgesetzt in kleinerer Schrift: «Quellen: Persönliche Mitteilungen Ferdinand Hodlers.»

Damit scheint der Fall klar: Loosli (1877-1959) und Hodler (1853-1918) kannten sich seit 1898, waren bald einmal befreundet, und als Hodler 1908 Präsident der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten (GSMBA)

wurde, machte er Loosli zu seinem Zentralsekretär.[4] Die beiden waren deshalb über viele Jahre kulturpolitisch und privat in engem Austausch. Dass Loosli sich über Hodler dokumentierte im Hinblick auf eine Biografie, wusste dieser und wird bei Gelegenheit entsprechend aus seinem Leben erzählt haben. Wenn ich nicht geradewegs annehmen will, dass Hodler seinem Eckermann mit der Käfigturm-Geschichte etwas frei Erfundenes erzählt hat, muss auch er eine Quelle für die Episode seiner Geburt gehabt haben. Belegbar ist diese Quelle nicht, aber naheliegenderweise hat er sie von seinen Eltern aufgeschnappt. Nun ist Hodlers Vater bereits 1860 verstorben, seine Mutter dann 1867, als er dreizehn war. Am ehesten ist es darum so, dass Ferdinand Hodler im Abstand von fast einem halben Jahrhundert Loosli die Episode seiner Geburt so weitererzählte, wie er sie seinerzeit von seiner Mutter gehört hat.

Eine Mittagspause lang bin ich überzeugt, damit die Quellenlage zur Tafel im Käfigturm geklärt zu haben.

---

[1] Hans Sommer: Bern und die Berner vor 125 Jahren. Bern (K. J. Wyss Erben AG) 1974, S. 42.

[2] Hans Sommer [Hrsg.]: s'git numen eis Bärn. Jugenderinnerungen aus hundert Jahren. Bern (Francke Verlag 1970, darin: Ferdinand Hodler, S. 59-63.

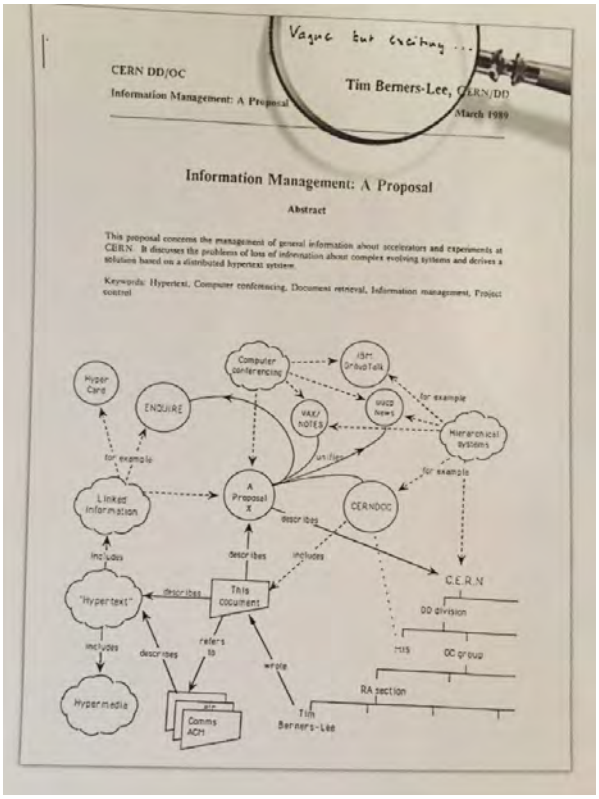
[3] C. A. Loosli: Ferdinand Hodler. Leben, Werk und Nachlass, Band 1. Bern (R. Suter & Cie) 1921, S. 3.

[4] Erwin Marti: Carl Albert Loosli 1977-1959. 4 Bände. Zürich (Chronos Verlag) 1996-2018. Zu Hodler vgl. vor allen Band 3/1, S. 77ff.

Lesen Sie übermorgen: Kam Hodler im Käfigturm zur Welt? (2)

4. Mai 2018 · Gisela Feuz (RaBe-Info)

Re/public – öffentliche Räume im digitalen Zeitalter



Als Tim Berners-Lee 1989 die Grundlagen für das spätere World Wide Web entwickelte, dürfte ihm nicht bewusst gewesen sein, welch fundamentale Umwälzungen seine Erfindung mit sich bringen würde. Heute ist das Internet nicht mehr aus unserer Gesellschaft wegzudenken. Es hat sich zum öffentlichen Raum entwickelt, in welchem Geschäfte getätigt, Kontakte geknüpft, Freundschaften gepflegt oder auch Verbotenes unternommen wird. Das Internet ist Handelsplatz, Spielplatz, Schule und Kampfarena alles in einem.

Diese Vielfältigkeit wird nun in der Ausstellung Re/public verhandelt, welche am Mittwoch im Polit-Forum Käfigturm eröffnet wurde. Mit insgesamt 10 Arbeiten von Künstlern und Künstlerinnen aus alle Welt soll unter anderem hinterfragt werden, welche Regeln denn im neuen digitalen Raum gelten, wo Grauzonen liegen und wie dort Meinungsmache oder Manipulation betrieben wird.

Die Ausstellung Re/public im Polit-Forum Käfigturm dauert noch bis am 7. Juli 2018. Im Mai und Juni werden verschiedene Podiumsdiskussionen zu Aspekten von digitalen Räumen durchgeführt. Sämtliche Infos gibts hier.

Finale

O-Ton

«Parlamentarier würden die zweite Klasse verstopfen.»

Stefan Müller-Altermatt (CVP, SO) verteidigt in «20 Minuten» den Entscheid des Nationalrats, am Gratis-Erstklass-GA für die Mitglieder des Parlaments festzuhalten.

Kulturnotiz

Bühne

Agnes, Lydia und Gott: Das Effinger-Theater 2018/19

Neun Produktionen, darunter drei Uraufführungen und drei Schweizer Erstaufführungen: Das Berner Theater an der Effingerstrasse hat seinen Spielplan für die kommende Saison publiziert. Bearbeitungen von Romanen machen darin einen Schwerpunkt aus. So eröffnet das Theater die Spielzeit am 22. August mit «Agnes», jenem Roman, mit dem Peter Stamm vor zwanzig Jahren seine Karriere startete. Ferner kommt Lukas Hartmanns aktuelles Buch «Ein Bild von Lydia» auf die Bühne. Sowie die Liebesgeschichte «Unsere Seelen bei Nacht» von Kent Haruf, in der Heidi Maria Glössner die weibliche Hauptrolle spielt. Im Weiteren kehrt der Schauspieler Uwe Schönbeck an die Effingerstrasse zurück, und zwar als Gott – im Stück «Gott der Allmächtige» von David Javerbaum. Schliesslich steht erstmals Jugendtheater auf dem Programm: Meret Haslers Stück «Das Treibhaus», das aus dem «Schreibstoff» hervorgegangen ist, dem vom Haus lancierten Förderprogramm für Jungautoren. *(ddf)*

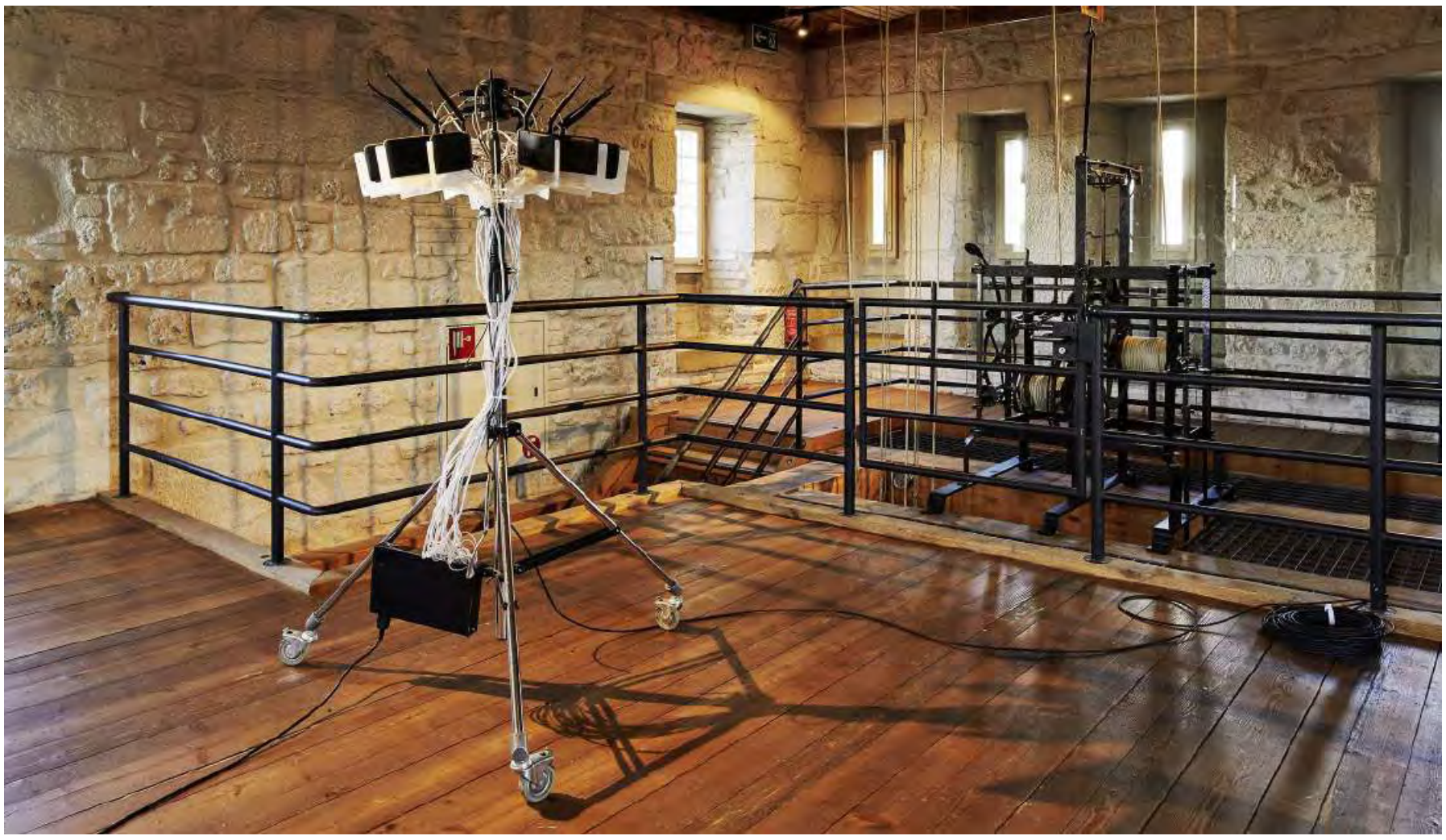
Das ganze Programm: demnächst auf www.dastheater-effingerstr.ch

Tagestipp Premio-Final

Viermal 20 Minuten für den Nachwuchs

Wer sehen will, was der Theater- und Tanznachwuchs dieses Landes gegenwärtig alles treibt, und zwar im besten Fall und Sinn, der ist in Bern heute Samstag genau richtig: An der Hochschule der Künste wird die Endrunde im schweizweiten Wettbewerb Premio ausgetragen. Zwei der vier Finalisten, die ihre Projekte in 20-Minuten-Auftritten zeigen, haben an diesem Haus ihre Ausbildung erhalten: Ernestyna Orlowska («Hate Me, Tender») und Teresa Vittucci («BODIY»). Zudem am Start: Aurore Jecker mit «Helen W.» und Mathis Pfäffli mit dem «Schatz im chinesischen Kloster». Sozusagen hausgemacht ist schliesslich auch die Performance, mit der der ehemalige HKB-Masterstudent Johannes Dullin den Tag beschliesst, und das nach erheblichen Erfolgen in freier Wildbahn und ausser Konkurrenz. Titel seines Solos, Obacht: «The Best Piece of the Season». *(ddf)*

Heute, 15 bis 21 Uhr, Hochschule der Künste, Zikadenweg 35, Bern. www.premioschweiz.ch



Misslungener Versuch, die Ortung der Besucherhandys zu stören: Die Installation «Packetbridge» (2012–15) von Gordan Savicic und Bengt Sjölén. Foto: zvg

Geister machen keine Politik

Das Politforum im Käfigturm in Bern lanciert sich als Ort der Debatte neu. In einer Ausstellung schliesst es den öffentlichen Raum an den virtuellen an. Klar wird: Das Digitale muss politischer werden.

Martin Bieri

«Re/public – öffentliche Räume in digitalen Zeiten». So heisst die durch Podien und Workshops ergänzte kleine Kunstausstellung, die Stefanie Marlene Wenger, Roland Fischer und Raffael Dörig im Käfigturm eingerichtet haben; als erste Eigenproduktion des Forums seit der Neulancierung Anfang Jahr. Passend – der ehemalige Wachturm war ein gebauter Knotenpunkt in einem Informationsnetzwerk. Und passend auch, weil das Politforum den virtuellen Strukturen im Internet einen realen Raum entgegensetzt, sich selbst nämlich, in dem Menschen von Angesicht zu Angesicht miteinander sprechen und somit die Grundbedingung des Politischen demonstrieren. Etwas, von dem man noch nicht weiss, ob es im Digitalen überhaupt möglich ist.

Eine neue Aufklärung

Das zeigte sich zum Beispiel am Donnerstagabend, als die Frage diskutiert wurde, ob das Internet komplett von kommerziellen Interessen durchdrungen und zu einer einzigen globalen Shoppingmall geworden sei. Die Netzaktivistin und Künstlerin Kathia von Roth fertigt nicht kommerzielle Community-Software; die Entwickler Dominique Gaschen und Roman Kasinski hingegen würden gern Geld verdienen im Netz, und der bei der PR-Agentur Farner tätige Markus Maurer sieht in einem pragmatischen Optimismus angesichts der Kommerzialisierung mehr Chancen als Gefahren.

Der Philosoph und Mathematiker Dieter Mersch hingegen führte eine wohltuende Skepsis vor und wies auf den grundlegenden Unterschied zwischen Teilnahme und Teilhabe hin. Das Kommunikationsnetzwerk Internet fordere die Nutzer zur Teilnahme auf, gerade unter kommerziellen Gesichtspunkten; sei es als Konsumenten oder als Datenlieferanten. Teilhabe im Sinne von verteilter Verantwortung sei hingegen nicht vorgesehen, was Politik als ethisch konditionierte gemeinsame Sache von vornherein verhindere. Mersch plädierte deshalb für eine neue Aufklärung, um dem mathematisch-ökonomischen ein anderes Menschenbild entgegenzustellen, das nicht von der Technik diktiert sei. Mersch und von Roth führten das am Beispiel der sogenannten sozialen Medien aus, die unserer Kommunikation mit Maschinen den Anschein einer Mensch-Mensch-Kommunikation geben. Zwar stehen wir mit Menschen in Kontakt, aber eben unter den reduktiven Bedingungen der Maschine.

Welche politischen Auswirkungen es hat, wenn Menschen und Maschinen solche Verbindungen eingehen, ist das Thema der Ausstellung im Käfigturm. Betritt man sie, befindet man sich sofort im Einflussbereich der Maschinen. Yvon Chabrowskis und Nicolás Rupcichs Installation erfasst die Anwesenden und verwandelt ihr Abbild auf einem Bildschirm in schwarze Schemen, als wäre die eigene Existenz ausgelöscht.

Die Installation «Where have you been» von Lasse Scherffig würde auf die Wifi-Daten der Mobiltelefone des Publikums zugreifen und wäre so in der Lage, sofort ein Bewegungsprofil sichtbar zu machen. Umgekehrt gehen Gordan Savicic und Bengt Sjölén vor, die dem Handy vorgaukeln, sich an einem anderen Ort auf der Welt zu befinden (Bild). Vorgaukeln würden, muss man auch in diesem Fall sagen, denn beide Hacker-Installationen funktionieren nicht. Vielleicht sind die Mauern des alten Turms doch zu dick. Oder das Netzwerk hier ist zu gut geschützt.

Wir sind bloss Augenzeugen

Enttäuschend ist auch die ausgestellte Kunst – was nicht bedeutet, dass sie schlecht ist. Doch die relationale Ästhetik solcher Werke richtet sich gar nicht an uns, sondern an unsere Geräte. Wir sind bloss Augenzeugen einer spielerischen Interaktion zwischen Maschinen. Vielleicht ist das Betrachten dieser Art von digitaler Kunst deshalb so unbefriedigend, weil sie uns nur noch kleine, einsame Aha-Momente überlässt, als wären wir Geister in einer für uns verschlossenen Welt.

Geister machen aber keine Politik. Und sie haben keine Geschichte. Dieter Mersch unterschied denn auch den «historischen Raum», in dem wir leben, von den ahistorischen, vom «Fetisch der Gegenwärtigkeit» geprägten Netzwerken des Digitalen, die eigentlich gar keine Räume sind. Welche politischen Ideen dort entstehen, zeigen die zwei sehenswerten Filme «60 Million Americans Can't Be Wrong» und «The Seasteaders»: Anarcho-kapitalistische Aussiedlerfantasien treffen auf neosozialistische Cloud-Utopien. Was sie verbindet, ist die Ablehnung der Geschichte und ihrer politischen Errungenschaften. Als würden sich Menschen nicht seit Jahrtausenden Gedanken darüber machen, wie sie sich organisieren sollen. Und als wären dabei nicht schon ein paar Ideen herausgekommen; unvollkommene zwar, aber manchmal ganz nützliche. Wie zum Beispiel jene, sich in einem alten Turm zu treffen und über das Politische zu reden.

«Re/public – öffentliche Räume in digitalen Zeiten», bis 7. Juli

Bonbons & Granaten *Güzin Kar*

Denkverbote

Eine frühere Nachbarin von mir war überzeugt, dass ihr Hund einige Worte sprechen könne. Da das Tier zwar sprachbegabt, aber gleichzeitig auch schüchtern war, äusserte es die Laute «Mama» und «Brot» immer nur dann, wenn die beiden allein waren. Warum der Hund gerade diese Wörter beherrschte und nicht etwas Sinnvolles wie «Frolic» oder «Deine Slipeinlage drückt durch» sagte, verstand ich nicht.

Nun gibt es Menschen, die an die Existenz von Denkverboten glauben, und diese erinnern mich ein wenig an meine verschrobene Nachbarin. Sie sind allen Ernstes davon überzeugt, dass es gesellschaftliche Bestrebungen zur Ahndung von unliebsamen Gedankengängen gebe. Dass es Beschränkungen in der Meinungsäusserungsfreiheit gibt, daran besteht kein Zweifel. So darf ich einen Richter nicht ungestraft einen Idioten nennen und keine Frau als dumme Kuh titulieren, solange sich dies nicht im Rahmen einer vorher festgelegten Ordnung abspielt, zum Beispiel als Dialogzeile auf einem Filmdreh oder während eines wie auch immer gearteten sexuellen Rollenspiels. Ich darf aber denken, dass der Richter ein Idiot und die Frau eine dumme Kuh sei, auch deshalb, weil es keiner überprüfen kann. Auch stimmt die Vorstellung, wonach das, was man sagt, das Abbild dessen sei, was man zuvor gedacht habe, nicht, da Gedanken ungeordneter, unhierarchischer und widersprüchlicher sind, als der sprachliche Ausdruck es sein kann.

Warum also gehen Menschen davon aus, dass es eine gesellschaftliche Übereinkunft zur Zensur von Gedanken gebe? Um diese geradezu absurde Vorstellung halbwegs mit Logik zu untermauern, haben sie die Gedankenpolizei erfunden, diese Überwachungseinheit, die unser Innenleben durchleuchtet, gründlicher, als Drohnenformationen es je könnten. Da liegt man auf seiner Chaiselongue, raucht drei Gauloises gleichzeitig, beisst in ein blutiges Schweinssteak und freut sich, zum Dessert achtmal Mohrenkopf zu sagen, während man darüber sinniert, dass Schwarze aufgrund ihrer Hautfarbe dumm, Frauen aufgrund ihrer Titten nobelpreisentwürdigt und man selber sowieso die bestmögliche Ausgestaltungsform des Prinzips Mensch sei, und auf einmal klopft es an die Tür, und draussen stehen der Gedankeninspektor und seine Armada von queer-feministisch-trans-veganen Gehülfen und sagen: «Haben Sie ein Alibi für die Zeit zwischen 19 und 20 Uhr, als diese schlimmen Gedanken gedacht wurden?»

Bevor man sein Verteidigungspamphlet vortragen kann, beshitstormen sie einen in Funk und Fernsehen, vierteilen und rädern einen digital, nur weil man kühne Gedanken schweifen liess, ungehemmt wie den befreienden Furz nach einem üppigen Essen. Denn um Kühnheit geht es doch, wenn man von Denkverboten spricht, um den Mut, Unerhörtes zu denken. Dass sich das angeblich Unerhörte, Unangepasste im Immergleichen erschöpft, erinnert an die Sprachkünste des Hundes: Flüchtlinge sind pfui, und diese ganze politisch korrekte Gesellschaft mit ihrem Hass auf Nippel und Witze ist noch pfuier.

Brot und Mama. Ich werde den Eindruck nicht los, dass jene, die an Denkverbote glauben, meiner Ex-Nachbarin nicht unähnlich sind. Um ihren Alltag etwas aufzupeppen, erfinden die einen einen sprechenden Hund und die anderen einen Galileo Galilei im Miniformat, der irgendwo im eigenen Denkapparat hockt und gegen den Mainstream andenkt, während sie ihre Zehennägel schneiden. Die Banalität der eigenen Gedanken ist wohl ähnlich schwer auszuhalten wie ein Hund, der einfach nur ein Hund ist.

Schweizer Linke sagen in einem neuen «Denknetz»-Reader:

«Darum ist uns Karl Marx wichtig»

Reine Marx-Fans sind die 33 Autoren und Autorinnen im neuen «Denknetz»-Buch «MarxnoMarx» nicht. Aber sie alle sind dem grössten revolutionären Denker des 19. Jahrhunderts verbunden.

FOTOS: JOHN MAYALL (BEARBEITUNG WORK / TNT GRAPHICS)

RALPH HUG

Von Alleva bis Wermuth: Im Reader «MarxnoMarx» verraten 33 Linke, was sie von Marx (be)halten. Und dass seine Kapitalismuskritik auch heute noch tragfähig ist. Zweihundert Jahre nach seinem Geburtstag bleibt der Verfasser des «Kommunistischen Manifests» und des «Kapitals» eine Provokation: Niemand vor und nach ihm hat unsere Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung so radikal hinterfragt und auf den Prüfstand gestellt. Klasse, Ausbeutung, Proletariat, Entfremdung, Akkumulation: Das sind Grundbegriffe, die Marx geprägt hat. Und mit ihnen ganze Generationen von Denkerinnen und Denkern nach ihm.

MACHO MARX

Blosse Marx-Fans sind die im Buch versammelten Autorinnen und Autoren nicht. Alle halten gebührende Distanz zum Gross-Philosophen des 19. Jahrhunderts. Alle knüpfen an Marx an und befragen ihn aus heutiger Sicht. So untersuchen Unia-Chefin Vania Alleva und Ex-Unia-Co-Präsident Andreas Rieger, ob der Klassenbegriff noch tauge, insbesondere für die Gewerkschaftsarbeit. Die Antwort ist ein Ja mit Vorbehalten, weil sich die Arbeiterklasse stark verändert hat.

War Marx ein Humanist, gar ein Liberaler? Dieser Frage gehen der Philosoph Urs Marti, der marxistische Historiker Christoph Jühnke und «Denknetz»-Geschäftsführer Beat Ringger nach. Es gibt viel Spannendes, Provokatives und Nachdenkliches zu lesen in diesem Marx-Reader.

Zum Beispiel die Marx-Kritik der beiden Basler Feministinnen Sarah Schilliger (Soziologin) und Katrin Meyer (Philosophin). Sie legen die blinden Flecken im Werk von Marx frei. So wies Marx zwar auf die grosse Bedeutung der «sozialen Reproduktion» hin, also der Haus- und Pflegearbeit. Aber dass diese nur immer von Frauen erledigt wird, kümmerte ihn wenig. Die Frage, ob ein Kapitalismus ohne diesen täglichen Einsatz überhaupt möglich sei, stellte er nicht. Auch hatte Marx keinen Begriff von der globalen Umweltzerstörung. Das war auch nicht möglich angesichts der beschränkten Wirtschaftsentwicklung zu seiner Zeit. Marx sei kein «Grüner avant la lettre», urteilt deshalb die Chefin der Grünen Regula Rytz. Hingegen sah Marx die Globalisierung und die Machtkonzentration bei Grosskonzernen glasklar voraus.

DAS PROLETARIAT LEBT

Viele Analysen von Marx treffen heute genauso zu wie vor 150 Jahren. Dies legen die Basler Soziologen Oliver Nachtwey und Florian Butollo dar. Auch Arbeit, die stark autonomisiert, globalisiert und digitalisiert sei, ändere nichts am Kern von kapitalistischer Lohnarbeit und an der Ausbeutung. Nachtwey und Butollo widersprechen auch der verbreiteten Ansicht, es gebe kein Proletariat mehr. Dieses sehe heute nur anders aus: Es sind die prekär Beschäftigten, die schlechtbezahlten Geringqualifizierten, die nur auf Abruf Angestellten und die abhängigen Scheinselbständigen des digitalen Plattform-Kapitalismus. Sie alle sind von Unsicherheit, Ungleichheit, Ausbeutung und Entfremdung betroffen.

Der Kapitalismus hat sich verändert, die Profit-Logik bleibt gleich.

Marx kannte den heutigen Finanzkapitalismus nicht. Aber die Profitlogik ist immer noch dieselbe. Und Kapitalisten wollen möglichst keine Steuern zahlen. Das zeigt SP-Politikerin Margret Kiener Nellen in einem Beitrag über die bürgerliche Nullsteuerpolitik sehr schön auf.

Marxens wohl grösste Einsicht war, dass Menschen die Verhältnisse ändern können, in denen sie sich befinden. Der «Denknetz»-Reader «MarxnoMarx» ruft diese revolutionäre Tatsache auf anregende Art in Erinnerung.

Cédric Wermuth, Beat Ringger (Hg.): **MarxnoMarx.** 33 Linke zur Frage, wie das Werk von Marx heute fruchtbar gemacht werden kann. Edition 8, Zürich 2018, CHF 19.80.

work 1x1 der wirtschaft

Daniel Lampart

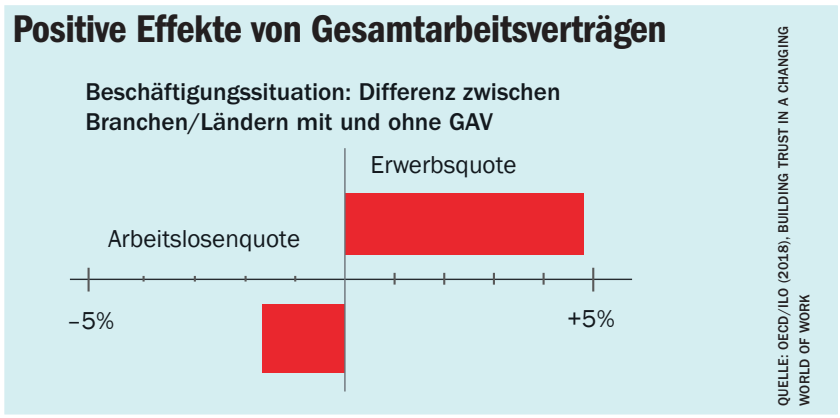
ERWIESEN: GEWERKSCHAFTEN UND GAV LOHNEN SICH

Starke Gewerkschaften und gute Gesamtarbeitsverträge (GAV) sind positiv für die Arbeitnehmenden. Das weiss jede Gewerkschafterin und jeder Gewerkschafter. Weil sie für höhere Löhne und sicherere Arbeitsplätze sorgen. In den Wirtschaftswissenschaften wurde das jedoch lange bestritten. Um an den Prüfungen eine gute Note zu erhalten, haben die Studierenden an vielen Universitäten sagen müssen, dass die Gewerkschaften zwar den Angestellten («Insidern») nützten. Doch die Stellensuchenden und Arbeitslosen würden benachteiligt («Outsider»).

UMDENKEN. Von Benachteiligung zu reden ist natürlich Unsinn. Denn die Gewerkschaften haben immer alle vertreten – ohne Unterschied, ob sie eine Stelle haben oder ob sie arbeitslos sind. So haben sie in der Schweiz und in zahlreichen anderen Ländern Europas die ersten Arbeitslosenkassen gegründet.

Nun scheint an den Universitäten ein Umdenken stattzufinden. In den letzten Jahren haben viele Forscher positive Studien zu Gesamtarbeitsverträgen und Gewerkschaften präsentiert. Viele dieser Studien kamen aus den USA, wo die Gewerkschaften unter Präsident Ronald Reagan (im Amt 1981 bis 1989) sogar von der Regierung bekämpft wurden.

KLEINERE LOHNSCHERE. Die Studien zeigen, dass es in Branchen und Firmen mit starken Gewerkschaften und guten Gesamtarbeitsverträgen eine geringere Lohnschere, aber auch bessere berufliche Möglichkeiten gibt. Arbeitgeber können dann keine überhöhten Gewinne auf Kosten der Beschäftigten machen. Denn laut den Forschern haben zahlreiche Arbeitgeber eine gewisse Marktmacht. Unter anderem in Branchen mit dominanten Firmen oder in ländlichen Gebieten, wo es für die Arbeitnehmenden schwierig ist, anderswo eine gute Stelle zu finden. Gewerkschaften und gute Gesamtarbeitsverträge geben hier Gegensteuer.



HÖHERE ERWERBSQUOTE. Diese Erkenntnisse sind auch bei den grossen Organisationen OECD und IWF angekommen. Diese haben sich in früheren Jahren gegenüber starken Gewerkschaften und guten Gesamtarbeitsverträgen eher kritisch geäussert. In den neuen Berichten klingt es anders. Ein OECD-Bericht von Ende Mai zeigt, dass Gesamtarbeitsverträge zu einer geringeren Lohnschere führen. Und dass die Erwerbsquote in Ländern und Branchen mit guten Gesamtarbeitsverträgen höher ist. Die Arbeitslosigkeit ist hingegen tiefer.

Daniel Lampart ist Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds (SGB).

Filmdrama «Transit»

Flüchten und warten

Georg und Marie sind Flüchtlinge. Sie leben in Marseille und wissen, dass die Stadt nur eine Durchgangsstation in ihrem Leben ist. Ungewissheit, Warten und Verunsicherung dominieren den eindrücklichen Film «Transit» von Christian Petzold. Er spielt zwar in

FILMSTILL «TRANSIT»

der Nazizeit und handelt von Flucht und Exil. Doch die Bezüge zur Gegenwart mit ihren Migrationsbewegungen liegen auf der Hand. Regisseur Petzold hat das gleichnamige Werk der Schriftstellerin Anna Seghers verfilmt.

Transit von Christian Petzold, 101 min, 2018. Läuft derzeit in verschiedenen Kinos.

Ausstellung und Podium

Freiheit oder Überwachung

Das Internet hat die Öffentlichkeit radikal verändert. Mit den sozialen Medien gingen neue Räume auf. Ist das ein Segen oder ein Fluch? Machen die grossen Datensauger Facebook und Google, staatliche Überwacher und ruchlose PR-Konzerne die neuen Kanäle kaputt? Das Politforum Bern im Käfigturm geht mit der Ausstellung «Re/public» sowie einer Veranstaltungsreihe der Frage nach, ob das Digitale im Jahr 2018 mehr Freiraum

THE SEASTEADERS (2018) VON JACOB HURWITZ-GOODMAN UND DANIEL KELLER. FOTO: DOMINIQUE ULDRY

oder Überwachungszentrale sei. Zehn Künstlerinnen und Künstler liefern Arbeiten zum Thema digitale Transformation und öffnen die Augen für den grossen Umbruch, in dem wir leben.

Ausstellung bis 7. Juli, Käfigturm Bern. Podiumsdiskussion zum Thema «Gibt es überhaupt noch Freizeit in der Always-on-Kultur?», 28. Juni um 18.30 Uhr. **www.polit-forum-bern.ch.**

50 Jahre Globuskrawall

Veteranendebatte

Vor 50 Jahren stürmte die Polizei über die Bahnhofbrücke in Zürich. Der Globuskrawall war im Gang. Das war der Auftakt der 68er Bewegung mit ihrer Losung «Rebellion ist berechtigt». Im Visier war die festgefahrene bürgerliche Gesellschaft. Doch welches waren die Gründe dieser plötzlichen Explosion? Wie haben Aktive den Protest erlebt, was waren ihre Motive? Das Kulturzentrum Kosmos (beim HB Zürich) veranstaltet zum Jubiläum von 1968 einen Abend mit Veteraninnen und Veteranen. Aus dem Pensionsalter blicken sie auf jene turbulenten Jahre zurück, die die Schweiz verändert haben.

Kosmopolitics: 68 – Krawall in Zürich. Montag, 25. Juni, 20 Uhr. **www.kosmos.ch.**

Diskussionsrunde im Käfigturm: S. Adam, I. Dachwitz, C. Martig, M. Braunschweig, A. Fichter, N. Zahn (v.l.) | © Georges Scherrer

Auf Social Media ist das ganze Jahr über 1. April

Bern, 16.6.18 (kath.ch) Mit dem Wahrheitsgehalt bei Twitter, Facebook und Konsorten befasste sich das Berner «Politforum» am Donnerstag. Fünf Spezialisten im Bereich Multimedia erörterten im Käfigturm auch die Frage, ob die Internet-Medien die Demokratie bedrohten. Man müsse sehr wachsam sein, so das Fazit.

Georges Scherrer

«Das Hauptproblem bei Fakemeldungen ist der kommerzielle Anreiz.» Mit dieser Aussage brachte die Journalistin und Buchautorin Adrienne Fichter einen Teilaspekt der Debatte im Käfigturm auf den Punkt. Geld war denn auch ein immer wieder gehörter Begriff in der Diskussion über Social Media und Demokratie.

Der anfängliche «Technooptimismus» im Internet, so Nicolas Zahn, Vorstandsmitglied der Operation Libero, sei der Nüchternheit gewichen. Der deutsche Medien- und Kommunikationswissenschaftler Ingo Dachwitz fand für den Wandel den Begriff «Datenkapitalismus». Facebook, Instagram, Google, Twitter und wie sie alle heissen, verdienten heute einen Haufen Geld.

Diese «werbefinanzierten Plattformen» sind gemäss Adrienne Fichter verantwortlich für eine unkontrollierte Selektion von Inhalten. Diesen Plattformen sei der Inhalt «egal», ergänzte Zahn. Sie lieferten das aus, «was sich gut verkauft», so Fichter.

Social Media diktiert den medialen Menüplan

Eine gefährliche Entwicklung sei zudem, dass sich die klassischen Medien bei ihrer Themensetzung von den Social Media beeinflussen liessen. Ein Beispiel dafür seien die «Tweets», welche US-Präsident Donald Trump absetze. Diese sorgten für mehr Schlagzeilen als seriöse Mitteilungen des State Departement.

Der Direktor des Katholischen Medienzentrums in Zürich gab einen April-Scherz zum besten, den kath.ch dieses Jahr veröffentlichte. Viele Leser hätten diesen für bare Münze genommen. Charles Martig illustrierte mit seinem Beispiel ein weiteres schwerwiegendes Problem von Social Media: die fehlende Glaubwürdigkeit.

«Blackbox» contra «gläsernen Bürger»

Die Journalisten hätten das Monopol bei der Selektion der Nachrichten verloren, erklärte Silke Adam, Professorin für politische Kommunikation und Direktorin des Instituts für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Bern. Jeder könne heute publizieren. Dies erfordere aber bei den Rezipienten sehr viel Aufmerksamkeit, denn sie müssten selber den Wahrheitsgehalt eines Textes überprüfen und somit «die Arbeit der Redaktionen übernehmen».

Was sehr schwer sein dürfte, denn die Rollen sind ungleich verteilt. Adrienne Fichter nannte Facebook eine «Blackbox». Dieser gegenüber stehe der «gläserne Bürger», dessen «digitale Fussspuren» die Social-Media-Anbieter sehr gut lesen könnten, so Silke Adam.

Politische Manipulationen

Die daraus folgende Selektion von Nachrichten zuhanden einer bestimmten User-Gruppe sei insofern gefährlich, als nicht-transparente Algorithmen bei Google und Co die Inhalte gezielt auswählten. Silke Adam sprach von «Manipulation». Diese könnte etwa politische Wahlen beeinflussen. Beispielsweise wenn durch Social Media eine politische Zielgruppe konsequent mit Falschmeldungen über einen Kandidaten versorgt werde.

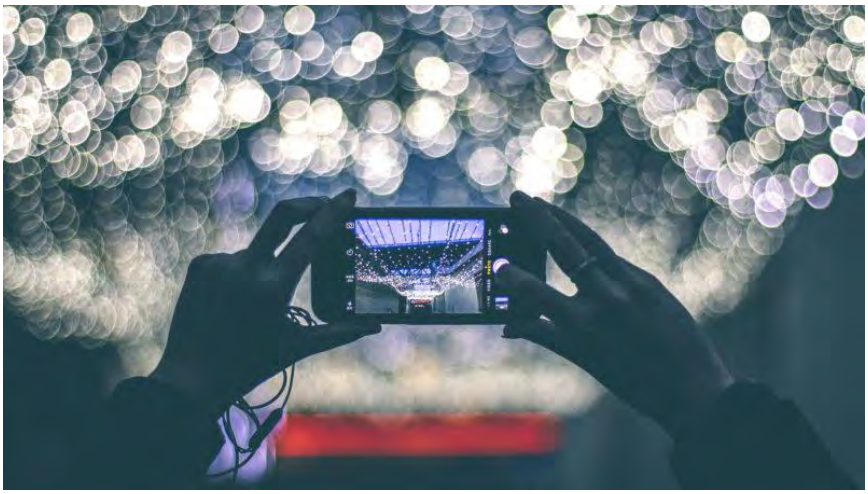
Unterstützung erhielt die Berner Professorin von Charles Martig. Ihm sind die Social Media suspekt, weil sie ein ideales Tummelfeld für unkontrollierbare «Verschwörungstheorien» bildeten. Gegensteuer zu geben, dürfte nicht einfach sein. Ingo Dachwitz schlug vor, Europa solle mit einer eigenen Suchmaschine Google und Microsoft entgegentreten.

Wer entscheidet, was Fake ist?

Den Organisatoren von solch hochintellektuellen Diskussionsrunden kann nichts Besseres passieren, als dass das gemeine Fussvolk den Weg zum Debattierungsort findet. Dieses kann sich in der Fragerunde zu Wort melden, was im Käfigturm auch geschah. In sehr gebrochenem Deutsch wandte sich ein Migrant aus Nordafrika an das Podium und sprach die Fakemeldungen im Zusammenhang mit dem IS an. Nach seinem etwas wirr vorgetragenen Votum verliess der erregte Mann den Saal.

Leider nahm das Podium die Frage des Mannes aus einem anderen Kulturraum nicht auf. Ingo Dachwitz formulierte diese zwar aus: Wer entscheidet, was eine Fakemeldung ist? Gesprächsleiter Michael U. Braunschweig, Leiter der Fachstelle «Reformierte im Dialog» , liess diese jedoch im Raum stehen und wandte sich einem anderen Thema zu.

© Katholisches Medienzentrum, 16.06.2018
Die Rechte sämtlicher Texte sind beim Katholischen Medienzentrum. Jede Weiterverbreitung ist honorarpflichtig. Die Speicherung in elektronischen Datenbanken ist nicht erlaubt.


Das Handy als Genussmittel | © pixabay.com CC0

«Die Jungen switchen viel leichter zwischen digital und analog hin und her»

Bern, 30.6.18 (kath.ch) Whatsapp, Instagram, E-Mails, Facebook – in der heutigen Zeit sind alle ständig online und erreichbar. Gibt es noch ein analoges Leben, ein bewusstes Dasein oder ist Freizeit in der «Always on-Kultur» Geschichte?

Francesca Trento

Im Mittelpunkt standen am vergangenen Donnerstagabend die «Digital natives». Menschen, die in der Social-Media-Welt, mit digitalen Medien, dem Smartphone und Co. aufgewachsen sind. Im Titel der Veranstaltung im Berner Käfigturm stand jedoch nichts von Jugendlichen. Er lautete: «Gibt es überhaupt noch Freizeit in der 'Always on'-Kultur?»

Trotzdem redeten die geladenen Gäste vor allem über die Generation Smartphone, über die Jungen – von denen an diesem Abend jede Spur fehlte.

«Wir Kinder mussten dabei still sein.»

Medienpsychologe Daniel Süss | © Peter Mosimann

Für sie sprachen jedoch Leute, die oft von Jugendlichen umgeben sind, die sich im Social Media-Alltag rumtummeln oder gar ihren Beruf der Generation Smartphone widmen. Wie der Medienpsychologe Daniel Süss, der mehrere Studien über eben diese Generation publizierte und meinte, die Jugendlichen seien sich sehr wohl bewusst – gegen alle Vorurteile – , dass sie der «always-on»-Kultur angehörten Die letzte Studie «Generation Smartphone» habe ergeben, dass sie sich auch der Nachteile bewusst seien.

Das bestätigte auch Andrea Pfäffli, Medienverantwortliche beim katholischen Kinder- und Jugendverband Jungwacht Blauring Schweiz. Die Jungen wüssten besser als Erwachsene, wie sie mit der digitalen Welt umgehen sollen. «Sie switchen viel leichter hin und her, zwischen digital und analog.»

Andrea Pfäffli | © Peter Mosimann

Gefahr versus Genuss

Trotzdem gibt es Gefahren in der «always-on»-Kultur. Diesen seien jedoch nicht nur die Jungen ausgesetzt, sondern auch Erwachsene, wie der dritte Gast, Philipp Meier, meinte. Damit rutschte die Medienkompetenz schnell in den Fokus. Der Community Developer beim Online-Portal «Swissinfo.ch» definierte sie so: Zu wissen, wie man sich in der digitalen Welt zu bewegen habe – einerseits im Hinblick auf die Gefahren und andererseits im Hinblick auf den möglichen Genuss, den die digitale Welt auch biete.

«Nicht die Schüler, sondern die Lehrer müssen Medienkompetenz lernen.»

Meier vermisst in der Diskussion über Jugendliche vor allem eins: Die Selbstreflexion der Erwachsenen. Vor allem in Bezug auf die Medienkompetenz. Es werde ständig darüber geredet, die Jugendlichen müssten lernen, was sie in der digitalen Welt zu tun und zu lassen hätten. «Ich würde da eher sagen, zuerst bräuchten die Lehrer eine fundierte Medienkompetenz. Nicht die Jungen, die notabene digital natives sind.»

Eine Schule, ein Instagram-Konto

Der Community Developer würde es zum Beispiel begrüssen, wenn grosse Schulen einen Instagram-Account führten, wobei der Account immer wieder einem anderen Schüler anvertraut würde. «Mal schauen, was dabei so herauskommt», meinte er halb ernst halb lachend. So könnte man gleich etwaige Probleme anpacken und darüber reden.

Philipp Meier | © Peter Mosimann

Zum letzten Mal offline?

«Erinnern Sie sich, wann Sie zum letzten Mal offline waren?», fragte der Moderator die Gäste. Ein kollektives Räuspern ging durch den Käfigturm. Pfäffli und Meier meinten, das sei in den Ferien gewesen – vor ein oder zwei Jahren. Für sie sei das ein wohltuendes Gefühl gewesen, und sie habe ihren digitalen Konsum danach auch etwas verändert, sagte Pfäffli. Meier empfand das weder als wohltuend noch als unangenehm. «Ich lasse mich sowieso nicht vom Onlinesein stressen. Ob in Senegal oder im Alltag.»

Dies sei ein typisches Merkmal eines sogenannten «Integrators», erklärte Süss. Das sei im Gegensatz zum «Seperator» jemand, der das Digitale ohne Stress ins Private einfliesse lasse. Da nicht alle wie Meier seien, so Süss, müssten viele lernen, wie sie sich nicht im Digitalen verlieren – und damit auch nicht ihr «real life».

Fomo

Noch eine Frage des Moderators liess die Runde und das Publikum kurz innehalten. «Kennen Sie das Phänomen 'Fomo' – Fear of missing out?» (Angst etwas zu verpassen). Meier antwortete mit einer Anekdote über seinen Vater, der sonntags alle wichtigen SRF-Sendungen hören musste. «Wir Kinder mussten dabei still sein.» Der alte Satz «früher war alles besser» ziehe da nicht. «Diese Angst gab es schon damals, je nach Typ Mensch.» Meier zählt sich dazu.

Kam Hodler im Käfigturm zur Welt? (2)

Bern feiert Hodlers 100sten Todestag. Aber wo wurde Hodler eigentlich geboren? Eine Infotafel im Käfigturm sagt: Genau hier. Stimmt das? – Sicher nicht! Der Biograf C. A. Loosli hat Hodler ja selber nicht geglaubt.

Der junge C. A. Loosli, Hodlers Biograf. (Foto: zvg)

Fredi Lerch 07.09.2018
06:30

Bloss, um sicher zu gehen, dass Hodler tatsächlich im Käfigturm geboren worden sei, rufe ich Erwin Marti an. Er hat eben den abschliessenden Band seiner monumentalen C. A. Loosli-Biografie veröffentlicht und ist in Loosli-Fragen der beste Experte. Auf meine Geschichte reagiert Marti nicht wie gewünscht: Zum einen habe Loosli die Käfigturm-These in seinem vierten Band zu Hodlers Leben, Werk und Nachlass selber in Frage gestellt, Hans Sommer habe dieses Korrigendum ein halbes Jahrhundert später offenbar übersehen. Und zum anderen habe er, Marti, eben letzthin irgendwo gelesen, Hodler sei mit Sicherheit anderswo geboren worden. Wenn es mich interessiere, versuche er, die Quelle dieser Information zu rekonstruieren.

Ich bitte darum und kläre vorderhand ab, was es mit Looslis Distanzierung von der Käfigturm-These auf sich habe. Tatsächlich finden sich im 1924 erschienenen Band 4 von Looslis Hodler-Werk zwei einschlägige Stellen.

• Im Abschnitt «Verschiedenes» wird der undatierte Entwurf einer Hodler-Notiz zu seiner eigenen Biografie dokumentiert, der mit den Worten beginnt: «Geboren ist Hodler in Bern, 1853. Im Käfigturm … wo seine Mutter Köchin war für die Gefangenen. […]». In einer kursiv gesetzten Klammerbemerkung kommentiert Loosli diese Hodler-Notiz so: «(Die hier von Hodler aus dem Gedächtnis angegebenen Daten stimmen nicht, ebensowenig ist weder nachweisbar noch auch nur wahrscheinlich, dass er wirklich im Ka¨figturm zur Welt kam. […])»[1]

• Und im Abschnitt «Ergänzungen und Berichtigungen» schreibt er zu seiner Darstellung im Band 1 folgendes Korrigendum: «Der Nachweis, dass Hodler wirklich im Käfigturm geboren wurde, konnte trotz den eingehenden Nachforschungen des bernischen Staatsarchivars, Herrn E. Kunz, dem ich für seine freundlichen Bemühungen auch an dieser Stelle meinen verbindlichen Dank ausspreche, nicht erbracht werden und es ist sogar fraglich, ob die

Überlieferung Hodlers auf Tatsachen fusst. […] Ebenso beruhte die Mitteilung Hodlers, er sei im Münster zu Bern getauft worden, auf einem Irrtum. Laut Taufrodel der Heiliggeistkirche wurde Ferdinand daselbst am 17. April 1853 getauft.»[2]

Damit nimmt Loosli die Käfigturm-These von Hodlers Geburt allerdings tatsächlich aus dem Spiel. Andererseits macht die zitierte Hodler-Notiz immerhin klar, dass jener Loosli nicht mit einem spontanen Einfall einen Bären aufzubinden versucht hat, sondern tatsächlich davon überzeugt war, im Käfigturm geboren worden zu sein.

Der alte Hodler, Looslis väterlicher Freund. (Foto: zvg)

Was die aktuelle Kunstgeschichte sagt

Noch am gleichen Tag trifft von Erwin Marti ein Mail ein[3]: Er hat die Quelle gefunden, wonach die Käfigturm-These erledigt sei. Es ist der eben erschienene Band 4 des Catalogue raisonné zu Hodlers Werk, herausgegeben vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft (SIK-ISEA). Darin gibt es einen biografischen Beitrag zu Hodlers Herkommen. Dort steht: «Über Hodlers Geburtshaus existieren unterschiedliche Angaben: Loosli nannte die Wohnung des Gefangenenwärters im Käfigturm, was er später widerrief. Laut Leo Merz, Direktor des Berner Unterrichtswesens, konnte das Geburtshaus von Hodler nicht ermittelt werden, doch komme eher die Krankenabteilung des ehemaligen Zuchthauses Aarbergertor als der Käfigturm in Frage. So gab er zu bedenken, dass Hodler in der Heiliggeistkirche und nicht in der Münsterkirche getauft worden war, was darauf hindeute, dass Hodlers Eltern in der oberen Gemeinde wohnten, während der Käfigturm zur mittleren gehörte. Seine Schlussfolgerung wird durch Emil Strasser gestützt, der 1950 das Haus '233 rot' als Hodlers Geburtsort eruierte. Mit 'rot' ist das Quartier zwischen Christoffelturm und Käfigturm gemeint.»[4]

Damit ich dem Geschäftsführer des Polit-Forums Bern im Käfigturm, Thomas Göttin, plausibel begründen kann, warum er die Gedenktafel im Veranstaltungsraum des Käfigturms am besten schleunigst abschrauben soll, blättere ich im Catalogue raisonné noch zu den Fussnoten weiter: Aufgrund welcher Quellen kommt er zu seiner Darstellung? Und was hat es mit diesem Haus «233 rot» auf sich?

Ein unbekanntes Loosli-Typoskript taucht auf

In der Darstellung des Catalogue raisonnés findet sich beim Satz, Loosli habe später seine Käfigturm-These widerrufen, die Fussnote 14, die auf folgendes Dokument verweist: «AH.MAHN, HA 22.4, Faszikel Nr. 75, 'Nachträge', S, 153».[5]

Eine spannende Signatur. Sie verweist auf das geheimnisumwitterte Hodler-Archiv von C. A. Loosli, das dieser während seiner Jahre mit Hodler und Jahrzehnte über dessen Tod hinaus zusammengetragen hat und der Hodlerforschung heute als unverzichtbare Quelle dient. Allerdings erst seit 2004: Verbittert darüber, dass ihm bis ins Alter jede öffentliche Unterstützung für die fundierte publizistische Bearbeitung dieses Archivs verwehrt geblieben war, vermachte Loosli es testamentarisch dem Musée d'art et d'histoire in Neuenburg unter der Bedingung, dass es über seinen Tod hinaus fünfzig Jahre gesperrt bleiben sollte. Loosli starb am 22. Mai 1959, geöffnet und von Neuenburg nach Zürich ins SIK-ISEA überführt wurde es schliesslich im Januar 2004. Die beiden erbberechtigten Grosssöhne Kurt und Peter Loosli hatten das Einverständnis zur vorzeitigen Öffnung des Archivs gegeben, damit es bei den damals eben anlaufenden Arbeiten am Catalogue raisonné zu Hodlers Werk mit einbezogen werden konnte. Deshalb schliesse ich aus der Fussnote 14 auf ein bisher ausserhalb des SIK-ISEA unbekanntes Typoskript Looslis.

Auf meine Anfrage reagiert man beim SIK-ISEA zuvorkommend und mailt mir das, was sich hinter der Signatur versteckt, als PDF zu. Es sind die Seiten 153 bis 156 eines unveröffentlichten Loosli-Typoskripts. Titel des Abschnitts: «Geburtsort und Taufkirche Ferdinand Hodlers». Die Datierung des Typoskripts wird schnell klar. Loosli schreibt, er habe seine Nachforschungen zum Thema «im Frühjahr 1944» wieder aufgenommen, weil ihm die Fehler und Ungenauigkeiten im Band 1 und im Korrigendum des Bands 4 seines Hodler-Werks keine Ruhe gelassen hätten. Loosli kontaktiert 1944 Fachleute des Staatsarchivs Bern und des Kantonalen Frauenspitals, wo er Akten zur historischen «akademischen Entbindungsanstalt» zu finden hofft. Nach Abschluss der Recherchen hält er zusammenfassend fest: «Daraus ergibt sich für mich, dass die Annahme, Hodler sei im Käfigturm zur Welt gekommen, immerhin noch die

grösste, ja, an Gewissheit grenzende Wahrscheinlichkeit für sich hat.»[6]

Neue Wendung! Looslis Sicht auf die Käfigturm-These hat sich zweimal verändert: Nachdem er 1921 in seiner biografischen Skizze Hodlers wohl auf dessen Mutter zurückgehende mündliche Darstellung als Tatsache referiert und 1924 im Korrigendum in Frage gestellt hat, hält er sie 1944 nach neuerlichen Abklärungen wieder mit «an Gewissheit grenzende[r] Wahrscheinlichkeit» für plausibel. Damit ist die Käfigturm-These wieder im Spiel.

Was die aktuelle Kunstgeschichte unterschlägt

Als ich gleich darauf im Catalogue raisonné den Satz noch einmal lese, der mit der Fussnote 14 schliesst, bin ich ratlos. Er lautet: «Loosli nannte die Wohnung des Gefangenenwärters im Käfigturm [als Geburtshaus, fl.], was er später widerrief.» Wenn nach diesem Satz eine Fussnote steht, gehe ich in guten Treuen davon aus, dass diese nachweist, wo Loosli widerrufen hat, Hodler sei in der «Wohnung des Gefangenenwärters» zur Welt gekommen. Diese Insinuation ist irreführend und falsch: Im Typoskript von 1944 findet sich kein Widerruf – im Gegenteil. Loosli neigt wieder dazu, Hodlers mündliche Darstellung für plausibel zu halten.

---

[1] C. A. Loosli: Ferdinand Hodler. Leben, Werk und Nachlass, Band 4. Bern (R. Suter & Cie) 1924, S. 257f.

[2] C. A. Loosli: Band 4, a.a.O., S. 389.

[3] Mail Erwin Marti, 6.6.2018.

[4] **Monika Brunner: Herkommen**, in: Oskar Bätschmann/Paul Müller [Hrsg.]: Ferdinand Hodler. Catalogue raisonné der Gemälde. Band 4: Biografie und Dokumente. Zürich (Scheidegger und Spiess) 2018, S. 22ff.

[5] Catalogue raisonné, a.a.O., S. 31.

[6] C. A. Loosli: «Geburtsort und Taufkirche Ferdinand Hodlers», paginiert mit S. 153-156, in: AH.MAHN Hodler-Archiv von Carl Albert Loosli, seit 2012 als Dauerleihgabe des Musée d'art et d'histoire, Neuenburg, im Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft, SIK-ISEA.

Lesen Sie übermorgen: Kam Hodler im Käfigturm zur Welt? (3)

Carmela Odoni in ihrem Fotoatelier an der Speichergasse in Bern.
Foto: Adrian Moser

Eine Frau, viele Lebensgeschichten

Kleine Heimat Die Berner Fotografin Carmela Odoni verbindet ihr Atelier an der Speichergasse mit «einem Stück Freiheit». Als Adoptivkind setzt sie sich durch ihre Fotos mit tiefgreifenden Fragen über Heimat und Identität auseinander.

Calum MacKenzie

Um Carmela Odonis kleine Heimat zu betreten, muss man zuerst ein schweres Eisentor aufstossen. Durch den Eingang in der Berner Speichergasse gelangt man in einen kühlen, schattigen Innenhof. Hier steht etwas unerwartet die Holzbaracke, in der sich Odonis Atelier befindet.

Die 38-jährige selbstständige Fotografin bearbeitet, scannt und sortiert ihre Aufnahmen in diesem offenen Büroraum, den sie mit einem Architektenteam teilt. «Als Fotografin ist man oft alleine unterwegs», sagt sie. «Hier habe ich aber eine gute Gemeinschaft mit den Architekten.» Der Arbeitsplatz ist Odoni aber nicht nur wegen der Kollegialität wichtig.

Als sie vor acht Jahren zum ersten Mal Mutter wurde, war es gleich doppeltes Glück: Sie brachte Zwillingsbuben zur Welt. Danach nahm Odoni eine längere Pause vom Berufsleben. Im Juni 2016 kehrte sie mit dem Einzug in dieses Atelier zurück zu ihrer ersten Leidenschaft. «Mutterschaft bringt viele neue Freuden, aber man muss auch einiges zurückstellen. Man verliert sich ein wenig», sagt sie. Das Häuschen im ruhigen Innenhof habe ihr ein Stück Freiheit zurückgegeben. «Ich verbinde das Atelier damit, auch wieder mein eigenes Leben leben zu können und meine beruflichen Projekte zu verwirklichen.»

«Bund»-Sommerserie

Die Welt mag aus den Fugen sein. Auch die Schweiz ist nicht immer so, wie es wünschbar wäre. Doch es gibt den Ort, an dem man sich wohlfühlt, der einem ein Stück Heimat ist. Menschen aus dem Kanton Bern zeigen uns einen Ort, den sie besonders mögen. Und sie sagen, weshalb sie dieses Refugium niemals aufgeben würden. *(loi)*

Fotoapparate und Carmela Odoni, das gehört schon seit ihrer Kindheit in Rothenburg im Kanton Luzern zusammen. Schon in der Primarschule stellte sie sich in einem Aufsatz über das spätere Erwachsensein als Profifotografin vor. Mit der Spiegelreflexkamera der Eltern dokumentierte sie den Familienalltag und das Leben im Quartier. Mit 24 Jahren organisierte sie ihre erste Ausstellung, beim Treffen an der Speichergasse bereitet sie gerade die neueste vor: das Projekt «Wer bin ich? Adoption im Wandel», dessen Vernissage am 16. August im Polit-Forum Bern im Käfigturm stattfindet.

«Ein Teil von mir war unbekannt»

Dabei stehen Fotoporträts und Podiumsdiskussionen rund um das Thema Adoption im Zentrum. Das Sujet wählte Odoni nicht willkürlich: Sie selbst wurde im Alter von vier Wochen in einem Spital in Colombo, der Hauptstadt Sri Lankas, adoptiert und in die Schweiz gebracht. «Ich habe Eltern bekommen, die mich lieben wie ihr eigenes Kind», sagt sie. Odoni und ihre Schwester, die ebenfalls in Sri Lanka adoptiert wurde, erfuhren früh von ihrer Herkunft. «Wir waren noch klein, und ich glaube, es war in der Badi», erinnert sich Odoni. «Meine Schwester und ich hatten eine andere Hautfarbe als alle anderen. Da haben wir gefragt, weshalb wir anders aussehen.» Die Neuigkeit, dass irgendwo in einem fernen, unbekannten Land noch andere Eltern sein müssten, war für die kleine Carmela anfänglich nicht schwer zu verdauen. «Ich habe es einfach akzeptiert. Das gehörte jetzt einfach zu meiner Geschichte.»

Später fingen die offenen Fragen an, Odoni zu beschäftigen. Sri Lanka habe schon immer ihre Neugierde geweckt. «Es war klar, dass ich das Land kennen lernen wollte.» Der Plan, die Heimat der leiblichen Eltern zu entdecken, wurde zu einer Suche nach der eigenen Identität. «Ich hatte lange das Gefühl, nicht genau zu wissen, wer ich bin», sagt Odoni. In der Schweiz habe sie sich zwar entschieden heimisch gefühlt. «Ich fühlte mich aber nicht in mir selber zu Hause. Ein wichtiger Teil von mir – meine Wurzeln – waren noch unbekannt.»

> **«Ich musste mich damit abfinden, dass meine Mutter mich vielleicht nicht kennen wollte.»**
>
> **Carmela Odoni**

Schweiz und Sri Lanka in Zahlen

Von ihrem Zuhause am Berner Obstberg sind es für Carmela Odoni knapp 25 Gehminuten bis zu ihrer kleinen Heimat im Atelier an der Speichergasse. Zwischen dem Atelier und dem Hauptbahnhof liegen 450 Meter. Die Distanz zwischen Odonis beiden geistigen Heimaten ist weit grösser: Die Strecke von Colombo bis Bern beträgt 8123 Kilometer. Ein Flug von Zürich nach Colombo (mit dreistündigem Zwischenstopp in Dubai) dauert 14 Stunden und kostet derzeit 793 Franken. Mit einer Fläche von rund 66 000 Quadratkilometern ist Sri Lanka etwa anderthalb mal so gross wie die Schweiz. Auf der Insel im Indischen Ozean, die bis 1972 Ceylon hiess, wohnen etwa 21 Millionen Menschen, in der Schweiz sind es rund 8,5 Millionen. *(mck)*

So machte sie sich auf die Suche nach diesen Wurzeln. Über Odonis sri-lankische Mutter war nur sehr wenig bekannt – etwa, dass sie der singhalesischen Bevölkerungsmehrheit angehörte. Bei der Adoptionsvermittlungsstelle war nur ein Geburtsschein aus dem Spital in Colombo hinterlegt. Auf der Rückseite dieses Zettels stand eine von Hand geschriebene Adresse. Das Elternhaus?

Vor Ort öffnete dann eine ältere Frau die Tür, die angab, Odonis Mutter nicht zu kennen. Sie sei aber bereit zu helfen. Später meldete die Frau, sie habe die Mutter gefunden. Danach verschwand die Frau spurlos, ohne Odoni den angeblichen Aufenthaltsort ihrer Mutter mitzuteilen. «Das war sehr schwer, sehr emotional», sagt Odoni. «Ich musste mich damit abfinden, dass meine Mutter mich vielleicht nicht kennen wollte.»

Heimat muss nicht ein Ort sein

Damit endete die Suche jedoch nicht. Im September letzten Jahres gab die Regierung Sri Lankas zu, dass in den Achtzigerjahren Tausende Kleinkinder von ihren Eltern entwendet und mit gefälschten Personalien zur Adoption ins Ausland freigegeben worden waren. Odoni hat sich in eine DNA-Datenbank eintragen lassen, die sich mit dem Adoptionsbetrug im Inselstaat beschäftigt. «Es kann sein, dass ich meiner Mutter weggenommen wurde», sagt sie. In diesem Fall müsste Odoni möglicherweise noch einmal ihre eigene Identität hinterfragen. Sie zeigt auf eine Tätowierung am Unterarm. «Ich habe mir meinen singhalesischen Vornamen, Harshani, stechen lassen», sagt sie. Der Name verbinde sie mit ihrer Mutter. «Vielleicht hat sie mir ihn aber gar nie gegeben.» Dann wäre vieles, was sie für sicher gehalten habe, wieder infrage gestellt. «Ich habe schon so viele verschiedene Lebensgeschichten gehabt.»

Sollte die DNA-Analyse aufschlussreich sein, will sich Odoni mit ihrer Mutter treffen. «Es wäre schön, ihr sagen zu können, dass es mir gut geht», sagt sie. «Jetzt, da ich selbst Mutter bin, ist mir das wichtig.» Solche emotionalen Bindungen spielen eine wichtige Rolle in Odonis Auffassung der Heimat. «In der Schweiz fühle ich mich am wohlsten. Sri Lanka ist auch ein Teil von mir. Mit den Gerüchen, den Geräuschen und Geschmäckern fühle ich mich verbunden.» Das Gefühl der Heimat müsse aber nicht an einen Ort gebunden sein. «Heimat ist, wo die Menschen sind, die man liebt, die Freunde und Familie.»

Im September erhält die Familie ein neues Mitglied: Carmela Odoni ist im siebten Monat schwanger. Dieses Mal will sie sich nicht so lange von der Fotografie lossagen müssen. «Mit nur einem Kind sollte die Mutterschaft etwas einfacher verlaufen», sagt sie mit einem Lächeln. Schon bald danach will sie wieder in ihr Atelier an der Speichergasse zurückkehren. Odoni wird an einem Buch zur aktuellen Ausstellung über Adoption und Identität arbeiten. «Die Fotografie ist eine Art, zu verarbeiten», sagt sie. «Sie hilft, Fragen näher und aus anderen Winkeln zu betrachten.»

Sommerserie – weitere Folgen und zusätzliche Bilder im Dossier
kleineheimat.derbund.ch

ANZEIGE

Kunstsammlung zu verkaufen
Hugo Wetli, 1916 – 1972
Ölbilder, Original- grophiken & Skizzenbücher. Total 1842 Bilder.
Auskunft tel. +41 79 250 84 56

BKA
BERNER KULTURAGENDA

DO 9.8. – MI 15.8.2018

N°31 / www.bka.ch

Seite 3

Führung im BHM: «**Indianermaler**» **Rudolf Friedrich Kurz**

Pegelstand von Wolfgang Böhler

Seiten 4 bis 9

Agenda, Ausstellungen und Kino

Seite 10

Der **Zirkus Chnopf** am Säbeli Bum

Kulturpunkt: «**Rotkäppchen und das Seelenkrokodil**»

«**Au Poste!**» im Kino Rex

Nicht vergessen!

TANGO Argentino

Schnupperwochen

13. bis 25. August 2018
Fr. 11.– pro Stunde

Komm alleine, zu zweit oder in einer ganzen Gruppe!

www.111tango.com

Carmela Harshani Odoni

Seinen Platz finden

Die Bernerin Carmela Harshani Odoni zeigt im Polit-Forum Käfigturm in der Ausstellung «Wer bin ich? Adoption im Wandel» Porträts von Menschen, die adoptiert worden sind. Sie verarbeitet damit auch ihre eigene Geschichte.

3

ZVG

Kulturtipps von Franziska Lauber

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier und der urbane Raum sind Fixpunkte in der Arbeit von Franziska Lauber. Die Bernerin stellt im Gepard 14 unter dem Titel «Von Zeichen» Zeichnungen aus, die im Quartier des Kunstraums im Liebefeld entstanden sind. Am So., 12.8., um 17 Uhr findet ein Gespräch mit der Künstlerin statt (Vernissage: Do., 9.8., 18 Uhr. Ausstellung Fr., 10. und So., 12.8., 16 bis 18 Uhr).

Machen Sie den ersten Satz:
Man sollte nie aufhören Fragen zu stellen.

Und was soll der letzte sein?
Manchmal bekommt man erst viel später Antworten. Und manchmal bekommt man keine Antworten.

Wohin gehen Sie diese Woche und wozu?

1. Am Do., 9.8., um 19.30 Uhr ans Konzert von Pablo Nouvelle im Liebefeld Park, wenn da nicht die Vernissage meiner Ausstellung wäre.

2. Zum Brunch im Werkhof 102 (So., 12.8., 10 Uhr). Auch ein wunderbarer Ort, um Live-Musik zu geniessen.

3. In den Film «Chien» von Samuel Benchetrit, der demnächst im Kino Rex startet, weil schlafende Hunde ab und zu ein Thema in meinen Arbeiten sind und ich an Grenzlinien interessiert bin.

Bierbäuche und Altlasten

«Swimming With Men» begibt sich in eher seichte Gewässer. Dank dem tollen Cast, allen voran Rob Brydon, versprüht die britische Komödie über einen Synchronschwimmclub für Männer trotzdem Charme.

Rob Brydon sieht immer ein bisschen aus, als sei er mit dem falschen Fuss aufgestanden: Die Mundwinkel hängen nach unten, die Augen sind zugekniffen, der Gesichtsausdruck abgelöscht. Seine Besetzung in der englischen Komödie «Swimming With Men» ist ideal. Er spielt darin einen zu Tode gelangweilten Buchhalter in der Midlife-Crisis. Der walisische Schauspieler ist bekannt aus «The Trip». In der semidokumentarischen Sitcom tourte er mit Komikerkollege Steve Coogan als grantiger Hobby-Restaurantkritiker durch Europa. Brydon ist ein Komiker, der nur mit einer hochgezogenen Augenbraue Lacher auslöst.

Die Träume des kleinen Mannes

In der leichten Komödie «Swimming With Men» von Oliver Parker à la «The Full Monty» kommt die Rettung für den desillusionierten Eric (Brydon) in Form eines Synchronschwimmclubs für Männer. Bei seinem feierabendlichen Schwumm lernt er eine Gruppe «Blokes» mit Bierbäuchen, Altlasten und anderen Komplexen kennen und wird mit offenen Armen aufgenommen. Denn es ist nicht irgendein Club, sondern «ein Protest gegen die Sinnlosigkeit des Lebens, gegen die Tyrannei des Alters, gegen das, was aus uns geworden ist». Die Mitschwimmer sind leider etwas gar klischiert gezeichnet – der Schwule, der Ex-Fussballer, der Kleinkriminelle, der Witwer – aber dank den charaktervollen Schauspielern (Rupert Graves, Jim Carter, Adeel Akhtar) schaut man der unterhaltsamen Truppe gerne beim Absaufen und den rührenden Pubgesprächen zu. Dass am Ende sogar die Synchronschwimmweltmeisterschaft ruft, ist natürlich zu schön, um wahr zu sein, aber man sollte nie die Träume des kleinen Mannes unterschätzen.

Sarah Sartorius

CineCamera, Bern
Täglich, 16, 18.15 und 20.30 Uhr
www.quinnie.ch

Ascot Elite

Rob Brydon (3. v. r.) schwimmt, um die «Tyrannei des Alters» zu vergessen.

Sonnengruss

TICKETS

Kultur in der Natur: Die Sommerkulturbühne im Dählhölzli macht es möglich. William White spielt lebensbejahenden Reggae.

Zwischen Leopardengebrüll und Wolfsgeheule ertönen inmitten des Dählhölzlis sonnige Gitarrenklänge und die sanfte Stimme von William White. Aufgewachsen auf den karibischen Barbados-Inseln, siedelte der Bauernsohn als 19-Jähriger für ein Ingenieurstudium, welches er zugunsten der Musik abgebrochen hat, in die Schweiz über. Hier jobbte er vorerst als Kellner, bis ihn seine schwangere Frau dazu drängte, ein Album aufzunehmen. «Sie sagte, ich sei ein besserer Musiker als Kellner und solle alles auf eine Karte setzen», wie White in der Sendung «Aeschbacher» sagte. Für dieses Album erhielt er von der Stadt Winterthur im Jahr 2011 den Kulturpreis.

Seine karibische Herkunft ist in der Musik des in Frutigen lebenden Musikers stets spürbar: Jedes Gitarrenriff versprüht sommerliche Glückseligkeit. Whites energiegeladener Reggae mit starken Botschaften, die von Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit handeln, vermitteln ein unbeschwertes Lebensgefühl. Zu seinem Repertoire gehört viel Selbstkomponiertes, aber auch mutige Coverversionen von Reggae-Giganten wie Bob Marley.

Lula Pergoletti

Dählhölzli Tierpark, Bern
Fr., 10.8., 20 Uhr
www.tierpark-bern.ch
Wir verlosen 2×2 Tickets:
tickets@bka.ch

Der Identität auf der Spur

Identitäten festgehalten: Die Fotografin Carmela Harshani Odoni zeigt im Polit-Forum Käfigturm die Fotoausstellung «Wer bin ich? Adoption im Wandel». Sie porträtiert adoptierte Menschen und hält ihre Geschichte fest.

Jeweils mit zwei Aufnahmen porträtiert die Fotografin Carmela Harshani Odoni in die Schweiz adoptierte Menschen in einer Porträtserie. Ein Bild zeigt eine Porträtaufnahme, die zweite erinnert an eine im Alltag festgehaltene Reportageaufnahme. Seit 2016 arbeitet die Fotografin an dieser Schwarz-Weiss-Serie. «Langzeitprojekte und eigene Projekte sind mir am liebsten. Es ermöglicht mir, mehr Zeit mit den Leuten zu verbringen, die ich porträtiere. Ich kann tiefgehende Kontakte knüpfen, das Storytelling liegt mir», sagt Odoni. Sie selbst wurde aus Sri Lanka adoptiert. Das Thema begleitet die Fotografin bereits über längere Zeit. 2005 dokumentierte sie die Suche nach ihrer eigenen leiblichen Mutter und realisierte daraus die Ausstellung «Harshani».

Carmela Harshani Odoni

Noëlle wurde als 4-Jährige aus Südkorea adoptiert.

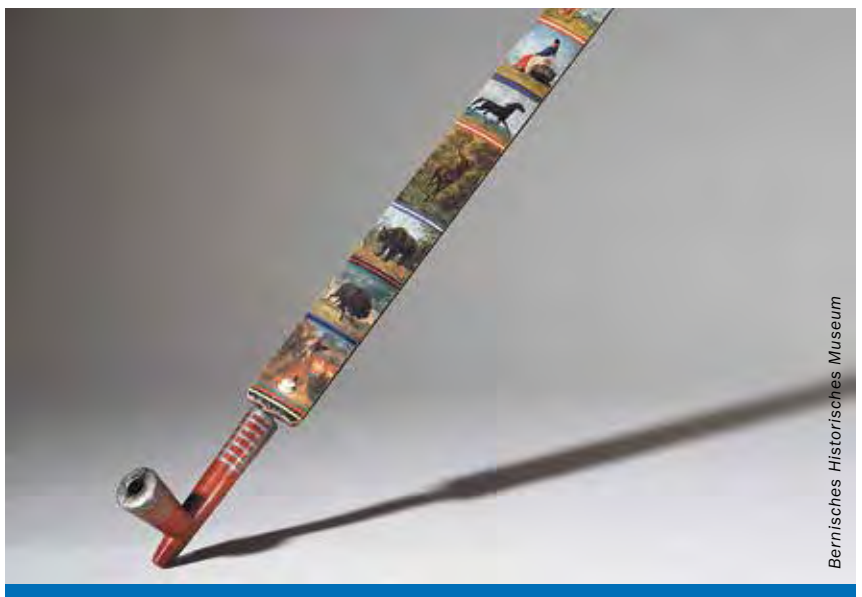
In der Ausstellung «Wer bin ich? Adoption im Wandel» sind 14 Porträts in der unverkennbaren Optik der Mittelformatkamera Hasselblad zu sehen. Dabei nahm die Fotografin auch die Rolle der Reporterin ein und führte mit den Porträtierten Interviews zur eigenen Biografie, die den Fotografien beiliegen. Zudem ist eine Multimediainstallation mit den Fotos und Stimmen der Porträtierten ersichtlich. «Jede Geschichte gestaltet sich dabei etwas anders, jede ist individuell», sagt sie.

Der richtige Ort

Für ihre Serie suchte die Berner Fotografin die passende Lokalität und kam dabei mit dem Polit-Forum ins Gespräch. «Das Polit-Forum ist genau der richtige Ort für die Ausstellung. Es bietet die Möglichkeit, mittels Podiumsdiskussionen das Thema Adoption zu vertiefen», sagt Odoni. Während der Ausstellung finden zwei Podiumsdiskussionen zu den Themen «Zwangsadoption in der Schweiz» und «Adoption im Wandel: Herkunftssuche» mit Gästen aus Politik, Kunst, Geschichte und von Hilfswerken statt. Dabei wird unter anderem auch das revidierte Adoptionsgesetz, welches seit dem 1. Januar 2018 gilt, diskutiert.

Bettina Aeberhard

Polit-Forum Käfigturm, Bern
Ausstellung: Mo., 13.8 bis 21.9.
Vernissage: Do., 16.8., 17.30 Uhr
Podiumsdiskussionen: 23.8.: «Zwangsadoption in der Schweiz»
4.9.: «Adoption im Wandel: Herkunftssuche»
www.polit-forum-bern.ch


Bernisches Historisches Museum

Von Kurz bemalte Pfeife mit idealisierten «Indianermotiven».

Kunst vor Ethnologie

Die Führung «Ein Emmentaler im Wilden Westen: Abenteuerliche Geschichten aus dem Leben des Indianermalers Rudolf Friedrich Kurz» beleuchtet das im Bernischen Historischen Museum bewahrte Werk des Malers.

Im Westen gab es vor knapp 200 Jahren viel Neues zu malen. Der Berner Maler Rudolf Friedrich Kurz (1818–1871) hat mit Pinsel und Stift das Leben der Indianer im «Wilden Westen» der USA dokumentiert. Seine Skizzen, Tagebücher und weitere Werke lagern seit 1894 im Grundbesitz der Sammlung des Bernischen Historischen Museums, welches Kurz anlässlich seines 200. Geburtstags eine biografische Führung widmet.

Stark romantisierend

Die detailgetreuen und realistischen Studien sind, was die Malerei betrifft, sehr akkurat. Die Abbildungen sind jedoch stark idealisierend und romantisierend. Das geht laut Samuel Bachmann, der die Führung gibt, auf ein explizites künstlerisches Ziel zurück: «Für Kurz hatte die malerische Arbeit eindeutig mehr Gewicht als eine ethnologische. Sein Werk kann aus kulturhistorischer Sicht als spannende zeitgeschichtliche Dokumentation verstanden werden, die aufzeigt, welches Indianerbild damals in der Schweiz gezeichnet wurde.»

Katja Zellweger

Bernisches Historisches Museum
So., 12.8., 11 Uhr
www.bhm.ch

«Watschle wie eine Ente»

Das Buskers bietet auch nebst der Strassenmusik viel. Ein Blick auf Alternativen für Entschlossene und Unentschlossene, für Nachahmer, Mitreder und Stauner.

Das Strassenmusikfestival Buskers weckt erneut die Innenstadt aus dem Hochsommer-Tiefschlaf. Während dreier Tage wird es in Bern rumpeln, trommeln, poltern, fiepsen und krachen. Die Musik reicht nebst einem Schwerpunkt an Folkigem von Afropop über Blues, Chanson zu Klezmer, Oriental Brass, Tango bis zu neuer Schweizer Volksmusik. Aber es gibt auch experimentelle Alternativen zum Musikprogramm.

Staunen und nachahmen: Deren Level zu erreichen – unmöglich, dennoch erzeugen sie Lust zum Nachahmen: Der Tanzstil Pantsula, der in den südafrikanischen Townships während der Apartheit entstanden ist und der aussieht wie Steppen im Zeitraffer, aber mit einer Attitüde aus Breakdance, Schuhplattler und Lindy Hop. Die Katlehong Footlockers zeigen den hyperdynamischen Tanz. Ein Tipp zum Nachahmen: Auf Zulu bedeutet der Name «watschle wie eine Ente». Unverbesserlich in ihrer Pantomime sind die drei katalanischen Brüder der Gruppe PuntMoc. Ohne jegliche Hilfsmittel erzeugen sie Charaktere und Geschichten, die zum Tränen Lachen sind. Schwierig zu imitieren.

Auswählen und mitreden: Performancewahl per Knopfdruck bietet die Performance Jukebox des Kollektivs Super Nice um die Performerin Ernestyna Orlowska. Wer mit Zeitzeugen aus dem Spätkapitalismus latente Krisen erörtern will, dem sei der performative Rundgang «Utopian Witness» empfohlen.

Weg versperren und ausweichen: Ein kleiner Gnom mit riesigem Hinkelstein (Le Fil à la Patte) streift durch die Gassen und entkommt hoffentlich den gigantischen Dinosauriern (Close-Act). Ihnen im Weg stehen können einzig die rollenden Akrobatik-Maschinen von Cie Pipototal.

Katja Zellweger

Diverse Orte, Bern
Do., 9. bis Sa., 11.8.
www.buskersbern.ch

zvg

Wie Steppen im Zeitraffer: die Katlehong Footlockers aus Johannesburg.

Pegelstand

Kolumne von Wolfgang Böhler

Die Chorvereinigung Bern und Umgebung hat sich 2015 bereit erklärt, die Organisation des Kantonalen Gesangsfestes 2020 zu übernehmen. Im Frühling hat sie ihre Mitgliederchöre über das Vorgehen informiert und um Unterstützung in Planung und Organisation gebeten. Leider vergeblich. In einem vor einigen Wochen verschickten Brief erklärt sie, dass sie den Auftrag an den Verband zurückgegeben hat. 2020 wird es deshalb kein Kantonales Gesangsfest geben.

Der Berner Kantonalgesangverband bedauert die Entwicklung, zeigt aber Verständnis für die Situation, die «von niemandem verursacht wurde, sondern ein Zeichen der Zeit» sei. Und tatsächlich: Wer mit traditionellen Chorvereinen arbeitet, kann buchstäblich zuschauen, wie deren Basis wegbricht. Kollektiv gesungen wird nicht weniger als früher, altgediente

«Mit dem traditionellen Vereinswesen geht auch eine politische Haltung verloren.»

Vereinsstrukturen haben aber an Attraktivität verloren, Projektchöre florieren.

Es sind keine Bemühungen sichtbar, diese Entwicklung aufzuhalten oder gar Gegensteuer zu geben. In Politik und Kulturförderung scheint offenbar die Meinung vorzuherrschen, dass dieser Wandel verschmerzbar ist.

Wenn sich das bloss nicht als fataler Irrtum herausstellt. Mit dem traditionellen Vereinswesen geht nämlich auch eine politische Haltung verloren, die für Sicherheit, Stabilität und Zuverlässigkeit unserer Institutionen und Infrastrukturen steht. Empfindlich zu spüren bekommen dies heute bereits etwa die Feuerwehr, Samaritervereine und Gemeindebehörden, die zu wenig Nachwuchs haben und ihre Aufgaben bloss noch mit Schwierigkeiten erfüllen können.

Wir brauchen zeitgemässe Formen, diese Beiträge zum Gemeinwesen zu würdigen. Auch das könnte eine Aufgabe der Kulturschaffenden sein. Um das nämlich geht es bei Anlässen wie Gesangs- und andern Vereinsfesten.

Wolfgang Böhler ist Philosoph, Dozent für Musikphilosophie und -psychologie und Gründer des Onlinemagazins Codex flores. Er publiziert zu Musikwirkungsforschung und Kulturpolitik und ist Dirigent von Männerchören.

Illustration: Rodja Galli, a259

Clever einkaufen

STADT BERN Umweltfreundliches und faires Konsumverhalten will gelernt sein. Mit diesem Thema beschäftigt sich die Wanderausstellung Clever, die gestern in Bern eröffnet wurde.

Im Eingang stehen leere Einkaufskörbe. Die Regale sind prall gefüllt mit Nahrungsmitteln wie Fairtrade-Bananen und Rindfleisch. In der nächsten Abteilung findet der Konsument nachhaltige Kleidung und Glühbirnen. Dieser scheinbar gewöhnliche Supermarkt befindet sich im Untergeschoss der Mediothek der Pädagogischen Hochschule Bern (PH) am Helvetiaplatz.

Interaktives Einkaufsspiel

Die Ausstellung Clever der Stiftung Biovision, die in Zusammenarbeit mit der PH Bern steht, ist wie ein kleiner Laden aufgebaut. Der Besucher kann seinen Warenkorb mit über 100 Produkten aus dem Schweizer Detailhandel füllen. Diese wurden zuvor auf ihre Umwelt- und Sozialverträglichkeit geprüft. Anschliessend erfährt der Ausstellungsbesucher an der Kasse die negativen und die positiven Folgen seiner Produktwahl. Mit diesem Einkaufsspiel zeigt die Ausstellung, wie sich unser Konsumverhalten auf die Umwelt und die Lebensbedingungen der Produzierenden auswirkt.

Für Schulen interessant

Die gemeinnützige Stiftung Sostenuto und die Energiestadt Bern übernehmen die Kosten der ersten 50 Schulklassenführungen. Bereits 28 Gruppen haben sich angemeldet. «Was man als Kind lernt, verlernt man nie», meint SP-Nationalrat Matthias Aebischer, der gestern die Ausstellung eröffnete. Es sei wichtig, dass den Schülerinnen und Schülern früh beigebracht wird, worauf sie beim nachhaltigen Einkauf achten müssen. *apr*

Die Ausstellung Clever ist noch bis zum 19. September geöffnet.

Wirtschaftsleute fordern mehr Gehör

STADT BERN Fünf Wirtschaftsverbände haben gestern ihre Forderungen für die Zeit von 2019 bis 2022 präsentiert. Es geht ihnen vor vor allem auch darum, in der Stadtpolitik mehr Resonanz zu erhalten.

Das Grossaufgebot: Claude Thomann (Berner Arbeitgeber), Bernhard Emch (HIV Region Bern), Uwe E. Jocham (Berner Arbeitgeber), Adrian Haas (Hauseigentümerverband Bern und Umgebung), Thomas Balmer (Gewerbeverband Stadt Bern) und Sven Gubler (Bern City) im Käfigturm. *Foto: Susanne Keller*

Wirtschaftsverbände stossen in der Stadtberner Politik mit ihren Anliegen selten auf offene Ohren. Die bürgerlichen Parteien sind im Stadtrat klar in der Minderheit. Seit den Wahlen von 2016 sind sie nur noch mit Reto Nause (CVP) in der Stadtregierung vertreten. Und im Stadtrat stellt sich das rot-grüne Lager bei bürgerlichen Vorstössen zumeist taub.

Doch die Wirtschaftsvertreter stecken nicht auf und wollen sich trotz allem mehr Gehör verschaffen. Gestern haben die Chefs von fünf Wirtschaftsverbänden ihre Forderungen präsentiert. Wortführer war Adrian Haas, Präsident des Hauseigentümerverbands Bern und Umgebung. Der FDP-Grossrat wies auf die grosse Bedeutung der Stadt und der Region Bern hin: «Ungefähr die Hälfte des Volkseinkommens des Kantons wird hier erwirtschaftet», betonte er. Doch: «Bern hat noch viel Potenzial, man muss es nur gut nutzen», fügte er an.

Gegen Konkurrenz der Stadt

Die Wirtschaftsvertreter stellten die bekannten Forderungen: Tiefere Steuern, weniger Staat im Wohnungsbau, freie Fahrt auf den Hauptachsen und eine solide Finanzpolitik. Besonders scharf kritisierten sie die Rolle der Stadt als Wirtschaftsakteurin. «Sie soll eigene privatwirtschaftliche Tätigkeiten unterlassen», forderte Thomas Balmer vom städtischen Gewerbeverband.

Dafür führte er mehrere Beispiele an: «Die Stadtgärtnerei beschäftigt etwa 200 Mitarbeiter. Ein Grossteil von ihnen führt Arbeiten aus, die auch private Gärtnereibetriebe im Auftrag ausführen können», sagte er. Er könne sich vorstellen, dass die Stadtgärtnerei ihre Aufgaben auch mit 50 Mitarbeitern erfüllen könnte, wenn sie konsequent Aufgaben extern vergebe. «So lässt sich auch das Problem lösen, dass die Stadtgärtnerei im Winter viel weniger Arbeit hat als im Sommer», führt er weiter aus.

> «Die Stadt Bern soll eigene privatwirtschaftliche Tätigkeiten unterlassen.»
>
> *Thomas Balmer*
> *Gewerbeverband Stadt Bern*

Balmer stört sich auch an der Rolle des Energieversorgers EWB, welcher der Stadt Bern gehört: «Sind EWB-Mitarbeiter bei einem Neubau involviert, schlagen sie den Bauherren vor, gewisse Arbeiten durch die EWB-Tochterfirma Bären Elektro ausführen zu lassen.» Das sei zum Nachteil der Konkurrenten, die sich in privater Hand befinden.

Kritik am Weingut

Und schliesslich führte Balmer noch ein eher anekdotisches Beispiel für seine Forderungen an: «Die Stadt Bern besitzt am Bielersee ein Rebgut. Und fast jedes Jahr fliesst eine halbe Million Franken für Anschaffungen an den Betrieb», kritisierte er. Laut der Stadt sind die Ausgaben tiefer. Um wie viel, konnte die Stadtverwaltung gestern Nachmittag aber nicht eruieren.

Das offene Ohr des Stapi

Und wie beurteilen die Wirtschaftsvertreter die Arbeit von Stadtpräsident Alec von Graffenried (GFL)? Wirtschaftskreise hatten ihn bei seiner Wahl stark unterstützt. Dies in der Hoffnung, dass die Wirtschaft in der Stadtregierung so mehr Gehör findet: «Er bringt von seiner Arbeit bei Losinger Marazzi her ein Verständnis für Wirtschaftsfragen mit. Er hat erlebt, was es heisst, in einem Unternehmen zu arbeiten», sagte Adrian Haas. Um dann anzufügen: «Die Frage ist, ob er sich mit seinen Ansichten auch in der Stadtregierung durchsetzen kann. Da hat er den Tatbeweis noch nicht erbracht.»

Thomas Balmer, Präsident des Gewerbeverbands der Stadt Bern, stellte einen Vergleich zwischen von Graffenried und seinem verstorbenen Vorgänger an und kam zu einem positiveren Schluss: «Bei Alexander Tschäppät sind wir beispielsweise mit unserem Anliegen, dass es einen neuen Carterminal braucht, jeweils abgeperlt. Seit wir mit Alec von Graffenried im Gespräch sind, läuft etwas.» Auch Uwe E. Jocham, Präsident der Berner Arbeitgeber sowie Chef und Präsident des Inselspitals, gab von Graffenried für dessen Hörverstehen gute Noten: «Bei Treffen mit dem Stadtpräsidenten wird das aktive Gespräch gepflegt. Es findet ein Austausch statt.»

Damit lässt sich das Fazit ziehen: Zumindest bei einem von vier rot-grünen Gemeinderäten stösst die Wirtschaft nicht auf taube Ohren. *Stefan Schnyder*

ANZEIGE

Teppich-Edel-Handwäsche
nach persischer Tradition
Teppich-Galerie Thun
Mittlere Strasse 3a, 3600 Thun
Telefon 033 525 05 95 Öffnungszeiten: Mo – Fr 10.00 – 18.30
Sa 10.00 – 16.00
Sonderaktion diese Woche
auf allen Reparaturen und Teppichwäschen 25%

– Fachgerechte Bio-Handwäsche
– Chlorfreie Reinigung ohne Farbverluste
– Imprägnierung und Rückfettung
– Spezialreinigung bei Mottenbefall

Teppich-Reparatur und -Restauration

– Teppich-Reparatur durch langjährig erfahrenes Fachpersonal
– Fransen und Kanten werden erneuert
– Ungezieferschäden werden beseitigt
– Löcher, Risse und abgetretene Stellen werden mit Originalmaterial neu geknüpft
– Beseitigung von Feuer-/Wasserschäden

Meyer Burger spart weiter

THUN Die Entlassungswelle bei Meyer Burger rollt. Doch die Solarfirma sieht sich bereits zu neuen Einsparungen gezwungen.

Ende Jahr stellt Meyer Burger die Produktion in Thun definitiv ein. Diese Schocknachricht vom letzten Herbst hat der Solarindustrieausrüster gestern bestätigt. Gegen 130 Vollzeitstellen gehen verloren. Weitere 32 Beschäftigte der Produktion in Thun konnten lokal zu 3S Solar Plus wechseln (wir berichteten). Die Firma von Solarpionier Patrick Hofer übernahm die Herstellung von Solardach- und Fassadensystemen.

Die beiden anderen Produktionsbereiche in Thun verlagert Meyer Burger ins Ausland: Die Produktion von Diamantdrahtsägen geht an das Unternehmen Flex, wie nun bekannt wurde. Flex wird die Sägen in Suzhou in China produzieren.

Bei den Maschinen zur Herstellung von Solarmodulen kooperiert Meyer Burger mit der spanischen Mondragon-Gruppe. Diese produziert unter anderem auch in China. Die im April vereinbarte Kooperation sieht so aus, dass Mondragon die Maschinen billiger produziert als in Thun. Meyer Burger behält aber die Patente, das Marketing und den Verkauf und betreibt am Sitz in Thun weiterhin Forschung und Entwicklung. Sowohl Mondragon als auch Flex starten die Produktion im Januar 2019. Dies nahtlos nach dem Aus in Thun.

138 Temporärstellen weniger

Der massive Abbau der fixen Arbeitsplätze in der Produktion ist nur ein Teil der Einsparungen. Auch viele Temporärstellen gingen verloren. Während Meyer Burger Mitte 2017 weltweit noch 213 Temporäre beschäftigte, sind es ein Jahr später noch 75.

Die Personalkosten sind im ersten Semester 2018 bereits um 5 Millionen Franken tiefer als noch in der Vorjahresperiode. Ziel der Produktionsverlagerung ist es, das Geschäftsergebnis pro Jahr zusätzlich um 10 Millionen Franken zu verbessern.

Im ersten Semester 2018 erzielte Meyer Burger zwar erstmals seit sieben Jahren wieder einen Gewinn. Das Nettoergebnis betrug 8,3 Millionen Franken, wie Firmenchef Hans Brändle bekannt gab und damit im Juli veröffentlichte Eckwerte präzisierte. Aber zum Feiern bleibe keine Zeit, sagte Brändle.

Denn die Aussichten haben sich stark eingetrübt. Im ersten Halbjahr 2018 erhielt Meyer Burger bloss noch Aufträge im Wert von 137,9 Millionen Franken. In der Vorjahresperiode waren es 308,5 Millionen gewesen. Juni und auch Juli 2018 waren mit Aufträgen von total 11 Millionen respektive 16 Millionen Franken besonders schwache Monate.

Hans Brändle begründet die Zurückhaltung der Kunden mit der Handelskrise zwischen den USA und China, mit neuen Importzöllen und mit dem Entscheid der chinesischen Regierung, die Subventionen für die Solarbranche zu stutzen. Zudem sei Meyer Burger zwar technologisch führend, doch Konkurrenten holten auf.

Nächste Einsparungen

Um die Profitabilität langfristig zu sichern, will Brändle weitere «strukturelle Massnahmen» ergreifen. Es gehe darum, die Kundennähe weiter zu erhöhen und global Produktionsstätten zu optimieren. Thun stehe also nicht im Fokus, aber weitere Massnahmen seien auch hier nicht ausgeschlossen, heisst es. Konkret informieren will die Firma am 16. Oktober. *Julian Witschi*

24.09.2018 | Universität | Staat & Wirtschaft

Wissenschaft und Politik treffen sich im Käfigturm

Am 12. September 2018 feierte die Bundesversammlung ihren 170. Geburtstag. Zu diesem Jubiläum fand die Buchvernissage «Das Parlament in der Schweiz. Macht und Ohnmacht der Volksvertretung» im Polit-Forum Bern statt. Diese zeigte: Die Politikwissenschaft ist alles andere als im Elfenbeinturm gefangen.

Von Madleina Ganzeboom

Bis auf den letzten Stuhl waren die beiden Zuschauerräume im Käfigturm besetzt, als Adrian Vatter, Direktor am Institut für Politikwissenschaft an der Universität Bern, sein neuestes Buch präsentierte: Zusammen mit anderen Politikwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern hat er als Herausgeber die erste Übersicht und Bestandsaufnahme zu den Schweizer Parlamenten seit über 25 Jahren verfasst. An der Vernissage traf Vatter nun auf Ständerat Andrea Caroni (FDP) und Nationalrätin Flavia Wasserfallen (SP), um den Forschungsbeitrag einem Praxistest zu unterziehen. Gastgeber Thomas Göttin, Direktor des Polit-Forums Bern, wies zuerst auf die Nähe von Politik und Wissenschaft in der Bundesstadt hin – diese Nähe erlebte das Publikum während des ganzen Anlasses. Die Veranstaltung zeigte, wie es gelingen kann, mit Politik und Gesellschaft in den Dialog zu treten und Forschungsergebnisse nutzbar zu machen.

Prof. Dr. Adrian Vatter, Nationalrätin Flavia Wasserfallen, Moderatorin Dr. Sarah Bütikofer und Ständerat Andrea Caroni (v.l.n.r.) bei der Podiumsdiskussion. © Susanne Goldschmid / Polit-Forum Bern

Macht und Ohnmacht der Volksvertretung

Für die Wahl des Zeitpunkts der Buchvernissage nannte Vatter zwei Gründe: Einerseits die Parlamentswahlen im kommenden Jahr, andererseits das diesjährige Jubiläumsjahr der Bundesverfassung. Vatter präsentierte zunächst einzelne Beiträge aus dem Sammelband und hob drei Punkte hervor: Das Bundesparlament sei «ein aktives Organ». Dies gelte vor allem für die Gesetzgebung, bei der das Parlament mit parlamentarischen Initiativen von sich aus aktiv werde und auch wichtige Vorlagen stark abändere. Hingegen sei das Bundesparlament in der Kontrolle der Regierung etwas weniger aktiv, was mit den beschränkten finanziellen und personellen Ressourcen zusammenhänge. Weiter hätten die Konflikte zwischen den politischen Institutionen zugenommen, während aber gleichzeitig die Unterschiede zwischen Parlament und Volk bei Volksabstimmung langfristig abgenommen hätten. Schliesslich stünden die kantonalen Parlamente von verschiedenen Seiten unter Druck: Eine Schwächung erfahren sie aufgrund der starken Regierungen, dem geringen Professionalisierungsgrad und der ausgebauten Direktdemokratie. Allerdings bestünden grosse Unterschiede zwischen der West- und Ostschweiz sowie zwischen den Landsgemeinde- und Repräsentativsystemen.

Prof. Dr. Adrian Vatter bei der Präsentation des Buches. © Susanne Goldschmid / Polit-Forum Bern

Erfolgreicher Praxistest

Den Parlamentsmitgliedern Wasserfallen und Caroni gefiel das präsentierte Buch so gut, dass beide gleichermassen das «Duell der Streber» – wie Caroni es nannte – gewannen: Beide hatten es geschafft, das Buch binnen weniger Tage vollständig zu lesen. Wasserfallen zeigte sich vor allem von der breiten Analyse des Buches beeindruckt. Sie fühle sich darin bestätigt, dass sie als Parlamentarierin «arm und glücklich» sei – dass sie zwar geringe Ressourcen zur Verfügung habe, aber «einen Einfluss geltend machen» könne. Caroni fand es extrem spannend, «erforscht» zu werden. Er könne sich und seine Arbeit so auch reflektieren, vor allem, wenn dies mit kompetenter Hilfe von Politikwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern geschehe. Er habe durch die Lektüre gelernt, wie Politik beim Volk ankomme. Wasserfallen und Caroni empfanden es beide gleichermassen nützlich, dass die eine oder andere Mutmassung, die im politischen Alltag aufgestellt wird, mit wissenschaftlichen Erkenntnissen abgeglichen oder auf sie verwiesen werden könne.

Gespanntes Zuhören während der Podiumsdiskussion. © Susanne Goldschmid / Polit-Forum Bern

Und was wünschen sich Wasserfallen und Caroni für eine zweite Auflage? Wasserfallen wollte auf diese Frage nicht antworten, da sie der Meinung ist, dass die Rollen der Politikerin und des Politikers sowie der Wissenschaftlerin und des Wissenschaftlers streng getrennt werden sollten – bei gleichzeitiger gegenseitiger Wertschätzung. Caroni wünscht sich mehr qualitative Ergänzungen bei der Motivforschung.

Parlament und direkte Demokratie

Der im Käfigturm vorgestellte Sammelband richtet sich nicht nur an Parlamentsmitglieder und Medienschaffende, sondern auch an die Wählerschaft, erklärte Vatter – «damit sie weiss, wie das Parlament ein Jahr vor den Wahlen tickt». Das Buch mache zudem Informationen verfügbar, die sonst nur schwer zugänglich seien. Dies gelte im Besonderen für die Kantonsparlamente, die in der Forschung lange vernachlässigt wurden. So erfährt man zum Beispiel, dass der Kanton Genf das stärkste Parlament aller Kantone hat.

Am Schluss der Podiumsdiskussion wurden Fragen aus dem Publikum beantwortet. © Susanne Goldschmid / Polit-Forum Bern

In der Diskussion wollte das Publikum von Moderatorin Sarah Bütikofer, Politikwissenschaftlerin an der Universität Zürich, etwa erfahren, weshalb Geschäfte, die zuerst vom Ständerat behandelt werden, erfolgreicher seien, als Geschäfte, bei denen der Nationalrat als Erstrat amte. Die Frage, wie man als Ratsmitglied in welche Kammer komme, führte kurz zu einer etwas hitzigeren Diskussion zwischen Wasserfallen und Caroni ehe die Debatte darum kreiste, welche Partei mehr für die Heterogenität im Parlament unternehme. Nach der Diskussion sorgte Ben Vatter, Musiker und Liedermacher aus Bern, für Stimmung: Seine Lieder nahmen die Themen direkte Demokratie sowie die Rolle der Parlamentsmitglieder auf und führten sie ad absurdum. Diese Karikatur liess die Podiumsteilnehmenden schmunzeln, das Publikum applaudierte begeistert.

BUCHREIHE «POLITIK UND GESELLSCHAFT IN DER SCHWEIZ»

In der Reihe «Politik und Gesellschaft in der Schweiz» (NZZ Libro) analysieren namhafte Politikwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler die Entwicklungen der Schweizer Politik und Gesellschaft. Politisches Verhalten, Einstellungen gegenüber der Politik, Beschreibung politischer Zustände, Veränderungsprozesse von Institutionen und Aspekte des sozialen Zusammenlebens der Schweizer geraten dabei ins Blickfeld. Herausgeber sind Adrian Vatter (Professor für Schweizer Politik) und Markus Freitag (Professor für Politische Soziologie) am Institut für Politikwissenschaft der Universität Bern. In der Reihe sind kürzlich auch «Die Psyche des Politischen» und «Evaluation im politischen System der Schweiz» erschienen.

Mehr zur Buchreihe

ZUR AUTORIN

Madleina Ganzeboom studiert Psychologie im Hauptfach sowie Sozialwissenschaften im Nebenfach und arbeitet als Hilfsassistentin von Prof. Dr. Adrian Vatter am Lehrstuhl für Schweizer Politik an der Universität Bern.

Kam Hodler im Käfigturm zur Welt? (3)

Bern feiert Hodlers 100sten Todestag. Aber wo wurde Hodler eigentlich geboren? Eine Infotafel im Käfigturm sagt: Genau hier. Stimmt das? – Ja, vorausgesetzt, das Wohnhaus der Familie Hodler war nicht das Geburtshaus.

Emil E. Strasser (1888-1958), Stadtplaner von Bern. (Foto: zvg)

Fredi Lerch 09.09.2018
06:30

Und was hat es eigentlich mit dem «Haus 233 rot» auf sich, das der neue Catalogue raisonné zu Hodlers Werk als «Geburtsort» des Kunstmalers bezeichnet?

1950 wird im Vorstand des Verschönerungsvereins Bern der Vorschlag gemacht, am Geburtshaus von Ferdinand Hodler eine Gedenktafel anzubringen. Deshalb wird der Stadtplaner von Bern, Emil E. Strasser, um ein Gutachten gebeten.[1] Strasser macht es sich darin zuerst zur Aufgabe, die Käfigturm-These in Frage zu stellen, indem er in Looslis Darstellung von Hodlers «persönlichen Mitteilungen» verschiedene Ungenauigkeiten nachweist. Zum Beispiel habe Hodlers Grossvater nicht Gebhardt, sondern Johannes geheissen und Hodlers Vater sei am 24., nicht am 21. Dezember 1860 in La Chaux-de-Fonds gestorben. Daneben meint er herausgefunden zu haben, dass Hodler nicht im Münster, sondern in der Heiliggeistkirche getauft worden sei – eine Tatsache, die Loosli bereits ein Vierteljahrhundert vorher in seinem Korrigendum berichtigt hat.

Wichtig ist Strassers Gutachten, weil es zwei Entdeckungen enthält. Strasser findet das Datum der Heirat des Ehepaars Hodler. Es ist der 4. Dezember 1852. Damit ist klar, dass das Paar im sechsten Monat der Schwangerschaft geheiratet hat. Und er findet im «Einsassen-Register» (der damaligen Einwohnerkontrolle) der Stadt Bern einen Eintrag, wonach unter dem «21. Februar 1853 dem Ehepaar Hodler-Neukomm ein Einsassenschein ausgestellt und gleichzeitig dessen gemeinsame Wohnungsadresse mit '233 roth' notiert» worden sei. Damit ist Looslis Darstellung von 1921 widerlegt, dass Hodler deshalb im Käfigturm zur Welt gekommen sei, weil seine Mutter auch dort gewohnt habe: Tatsächlich wohnte sie seit gut drei Wochen vor der Geburt im Haus 233 rot.

Zudem rekonstruiert Strasser als Fachmann akribisch, wo das 1870 abgebrochene Haus 233 rot gestanden haben muss: «Wir haben uns der Mühe unterzogen, den Atlas Oppikofer

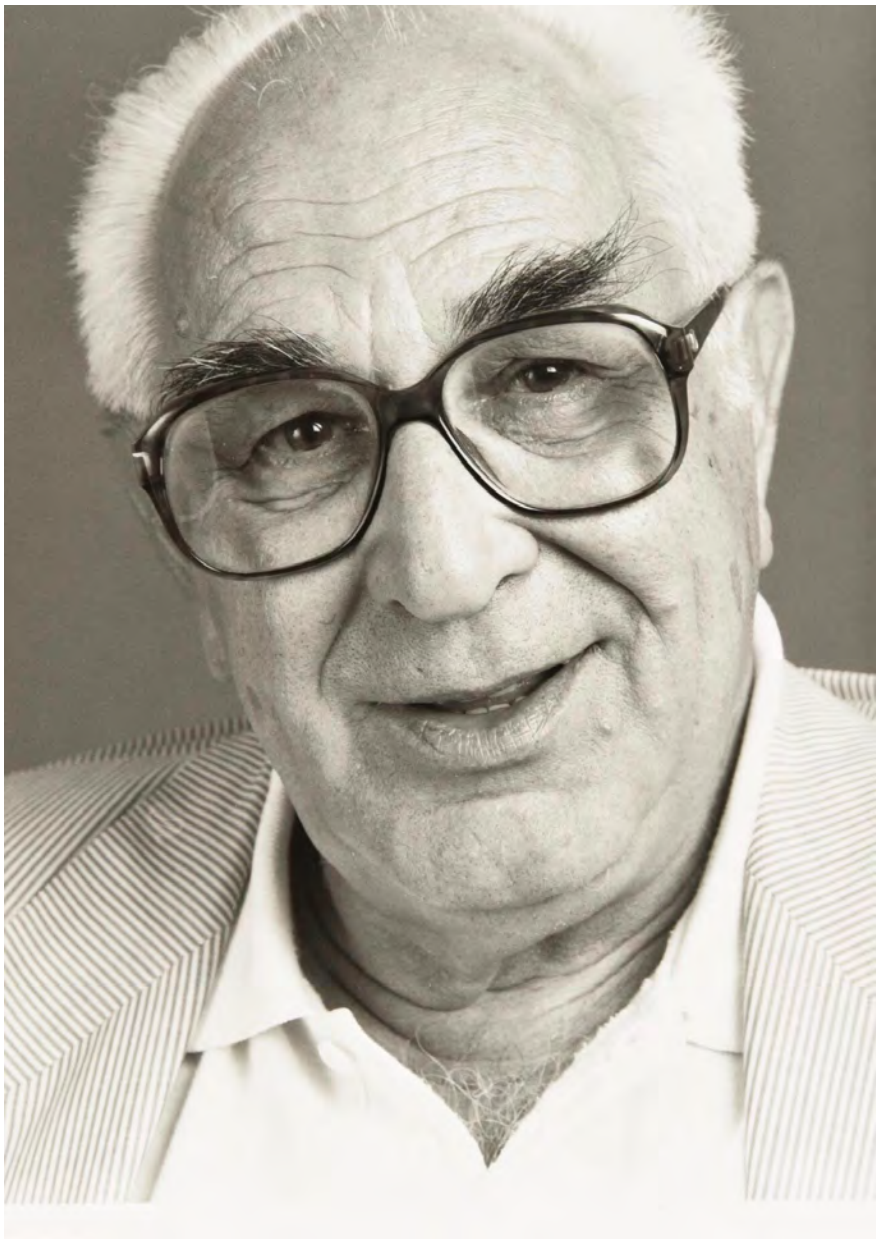
[1818-1822, fl.] auf einen heutigen Katasterplan aufzuzeichnen, wodurch die Lage des ehemaligen Hauses rot 233 eindeutig bestimmt ist. Aus dieser Übereinanderzeichnung ergab sich unzweideutig, dass das Haus 233 rot […] dort stand, wo [die] heutige […] Schauplatzgasse 37 steht.»[2]

Der verhängnisvolle Fehler des Stadtplaners

Dummerweise war Strasser Stadtplaner und nicht Schriftsteller. In einem entscheidenden Punkt ist er in seinem Gutachten unsorgfältig mit den Wörtern umgegangen. Während er im Zusammenhang mit diesem Haus 233 rot zuerst korrekt vom «Domizil» und von der «gemeinsamen Wohnungsadresse» des Ehepaars spricht, schreibt er gegen Schluss plötzlich: «Man könnte sich ja fragen, ob man trotz dieses Nachweises des wirklichen Geburtshauses…» etc.[3] Mit anderen Worten: Er macht ohne jeden Beleg die Wohnadresse der Eltern zum Geburtshaus des Sohns. Diese sinnentstellende Unsorgfältigkeit Strassers hat Folgen.

1983 beginnt mit einer grossen Retrospektive in Berlin, Paris und Zürich die Hodler-Renaissance, die ihn seither zu einem der Grossen der Kunstgeschichte gemacht hat. Zur Retrospektive erscheint ein kunstgeschichtlich bedeutender Katalog, für den der Historiker und ausgewiesene Hodlerkenner Jura Brüschweiler eine kurze illustrierte Chronologie verfasst, keine wissenschaftliche Arbeit, sondern eine Orientierungshilfe für das breite Publikum. Entsprechend werden keine Fussnoten verwendet, der Name Brüschweiler allein bürgt für den Stand der wissenschaftlichen Forschung. Unter dem Jahr «1853» ist in dieser Chronologie zu lesen: «14. März in Bern: Geburt Ferdinand Hodlers. Das Geburtshaus '233 rot' befindet sich im 'roten Armenviertel zwischen Käfigturm und Heiliggeistkirche, heute das Haus Schauplatzgasse 37.»[4] In der Fussnote 16 – «Brüschweiler (Chronologische Übersicht),

S. 44» – bezieht sich die Darstellung im Catalogue raisonné auf genau diese Textstelle.



Jura Brüschweiler (1927-2013), Historiker und wichtiger Hodler-Forscher (Foto: Archives Jura Brüschweiler)

Ein Experte ist für einmal zu wenig quellenkritisch

Damit gerät die Quellenlage von Brüschweiler in den Fokus: Entweder hat er 1983 stillschweigend Strassers nicht belegte Gleichsetzung von Wohnhaus und Geburtshaus übernommen oder ihm hat eine bisher unbekannte Quelle zur Verfügung gestanden. Brüschweilers Nachlass liegt heute in den «Archives Jura Bruschweiler» in Delémont. Die

Mailanfrage, die meinen Kenntnisstand schildert und darum bittet, in Brüschweilers Archiv nachzuforschen, ob es dort einen bisher unbekannten Hinweis zu Hodlers Geburtsort gebe, wird von der wissenschaftlichen Mitarbeiterin Diana Blome exakt bearbeitet.

Nach ihrer Archivrecherche schreibt sie zurück: «Leider muss ich Ihnen sagen, dass wir im Archiv keinen eindeutigen Beweis zur Bekräftigung oder Widerlegung der Käfigturm-These finden konnten. Weder im Familienschein noch im Heimatschein ist der genaue Ort der Geburt erwähnt. In beiden Fällen wird lediglich Bern als Geburtsstadt angegeben. Auch ein Typoskript von Jura Brüschweilers Chronologie ist leider nicht mehr vorhanden.»[5]

Dieser Kenntnisstand erlaubt folgenden Schluss: Für die nächsten Jahrzehnte ist für die zünftige Kunstgeschichte Hodlers Geburtsort das Haus 233 rot, weil sich der Catalogue raisonné auf Brüschweiler stützt, der von Strasser die Gleichsetzung von Wohnhaus und Geburtshaus übernommen hat. Gegen diese unbelegte Gleichsetzung steht aber weiterhin Hodlers mündliche und schriftliche Aussage, er sei im Käfigturm geboren worden.

Die Käfigturm-Köchin Margaritha Hodler

Als Loosli 1944 die Recherche nach Hodlers Geburtsort noch einmal aufnimmt, korrespondiert er auch mit dem Archivar Christian Lerch im bernischen Staatsarchiv. Dieser schreibt nach seinen Abklärungen zusammenfassend an Loosli: «Dass Hodler im Käfigturm geboren sei, möchte ich nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Es wäre z. B. denkbar, dass seine Mutter bei ihrer Arbeit von den Geburtswehen überrascht worden wäre und dass man sie nicht mehr hätte wegschaffen können.»[6]

Vierundsiebzig Jahre später erklärt sich der wissenschaftliche Mitarbeiter des Berner Staatsarchivs, Vinzenz Bartlome, bereit, noch einmal nach einer Spur von

Margaritha Hodler-Neukomm zu suchen. Über seine Archivrecherche berichtet er: «[Ich] habe mich auf die Suche gemacht, um auf irgendeine Weise diese Geschichte, die ja in sich ganz plausibel oder doch zumindest nicht unmöglich klingt, irgendwie mit Fakten zu untermauern, auch wenn natürlich klar ist, dass sich der entscheidende Punkt – dass nämlich die Niederkunft im Käfigturm geschah – niemals beweisen lässt. Aber mir hätte ja auch schon genügt, wenn ich einen Beleg für eine Anstellung von Margaritha Hodler, geb. Neukomm, in der Verwaltung gefunden hätte. Aber damals wie heute haben wir kleinen Leute eine sehr geringe Überlieferungschance. Selbstverständlich musste Hodlers Mutter die ausbezahlten Löhne irgendwie quittieren, aber wahrscheinlich wurden bereits kurz nach Abnahme der Jahresrechnung diese Belege als obsolet 'kassiert' (d.h. vernichtet). Und so ist der Vermerk in der Jahresrechnung 1853 der Strafanstalt Bern unter der Rubrik 'Haushaltung und Küche' wahrscheinlich alles, was für die Nachwelt von ihrer täglichen Arbeit dokumentarisch übrigblieb: '2985 Männer- und 3640 Weiber-Tagwerke'. Eine dieser zehn (oder vielleicht auch elf, zwölf oder mehr) Frauen, die hier im Taglohn arbeiteten, war wohl Margaritha Hodler.»[7]

Damit ist klar: Wenn es stimmt, dass Margaritha Hodler-Neukomm im Käfigturm als Köchin für die Gefangenen arbeitete, so tat sie das als Taglöhnerin. Das heisst: Wenn sie zur Arbeit ging, kriegte sie Lohn, sonst kriegte sie keinen.

---

[1] Emil E. Strasser: Beitrag zur Aufsuchung des Geburtshauses von Ferdinand Hodler, in: Der Schweizer Familienforscher, 1950, Band 17, Heft 5-6, S. 57-67.

[2] Strasser, a.a.O., S. 64.

[3] Strasser, a.a.O., S. 62 + 65.

[4] Ferdinand Hodler. Ausstellungskatalog. Kunsthaus Zürich. Bern (Benteli) 1983/2, S. 44.

[5] Mail Diana Blome, 27.6.2018.

[6] C. A. Loosli: «Geburtsort und Taufkirche Ferdinand Hodlers», paginiert mit S. 153-156, in: AH.MAHN Hodler-Archiv von Carl Albert Loosli, seit 2012 als Dauerleihgabe des Musée d'art et d'histoire, Neuenburg, im Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft, SIK-ISEA, S. 154.

[7] Mail Vinzenz Bartlome, 13.6.2018.

Lesen Sie übermorgen: Kam Hodler im Käfigturm zur Welt? (4)

Berner Woche

Die aktuelle «Berner Woche» ist eine Doppel-Nummer: Das nächste Ausgehmagazin mit Kino- und Museumsseite erscheint am 11. Oktober 2018

Das kritische Ausgehmagazin
27. September bis 10. Oktober

«Telenovelas kommen nicht infrage»

Kino Seit 14 Jahren veranstaltet Claudia de Assis in ihrem «Espaço Cultural Cinema Parabólica» brasilianische Kultur und zeigt mitunter auch Filme, die verstören. In der aktuellen politischen Lage ist dies vielleicht nötiger denn je.

Gisela Feuz

Das ganze Aufsehen um die eigene Person ist ihr offensichtlich nicht ganz geheuer. Sie halte sich normalerweise lieber im Hintergrund, sagt Claudia de Assis etwas verlegen beim Interviewtermin. Vor rund 30 Jahren kam die heute 55-Jährige der Liebe wegen aus dem Nordosten Brasiliens in die Schweiz. Anfänglich habe sie in Gastrobetrieben gearbeitet, für sie sei aber schnell klar gewesen, dass sie damit längerfristig unterfordert wäre. Entsprechend absolvierte sie eine kaufmännische Ausbildung, leitete in der Buchhandlung Stauffacher die Abteilung für portugiesische Literatur, bis diese geschlossen wurde, und hatte von da an verschiedene Temporärstellen inne.

Daneben entwickelte Claudia de Assis früh auch erste Ideen für eine interkulturelle Zusammenarbeit und setzte diese zum Beispiel bei Radio Rabe mit der Sendung «Espaço Brasil» um. Des Weiteren war sie Mitglied im Vorstand des brasilianischen Frauenvereins Atitude, dem Sie heute als Präsidentin vorsteht. Zudem hat de Assis vor 14 Jahren «Espaco Cultural Cinema Parabolica» ins Leben gerufen – eine Plattform, welche brasilianische Kultur ins Zentrum rückt. Monatlich veranstaltet sie auf Nonprofitbasis Filmvorführungen, Konzerte und Lesungen im Politforum Käfigturm. Zwischen 20 bis 30 Leute würden jeweils vorbeischauen, manchmal kämen mehr Schweizer und Schweizerinnen, dann wiederum seien mehr brasilianische Landsleute im Saal.

Die Filme, welche im Cinema Parabolica gezeigt werden, sucht de Assis selber aus. Ihr sei wichtig, dass es sozialkritische Filme seien, welche sich abseits des Mainstreams bewegten, einen berührten, wachrüttelten oder auch mal ratlos zurückliessen und die sowohl aktuelle als auch traditionelle Themen der brasilianischen Kultur verhandelten. «Telenovelas, also kitschige Liebesfilme, kommen nicht infrage», sagt die Veranstalterin mit Bestimmtheit.

Sie will mit ihrer Filmauswahl die brasilianische Realität abbilden: Claudia de Assis. Foto: Franziska Rothenbuehler

Knallende Türen

Einer der ersten Filme, welche Claudia de Assis in ihrem Cinema Parabolica zeigte – damals noch in der Länggasse beheimatet – war «Amarelo Mango» ihres Bruders Claudio Assis. Während der Film sowohl in Brasilien als auch international mehrfach mit Preisen ausgezeichnet worden war, sorgte er in Bern dafür, dass während der Vorführung einige der Zuschauer türknallend den Kinosaal verliessen. Sie könne das verstehen, sagt Claudia de Assis, sie selber habe auch ein paar Mal leer geschluckt, als sie den Film zum ersten Mal gesehen habe.

Claudias älterer Bruder, der 58-jährige Filmemacher Claudio Assis, ist ein Vertreter des «Cinema novo», also jener Stilrichtung, die seit den Sechzigerjahren wegweisend wurde für das filmische Schaffen innerhalb Lateinamerikas. Seine Filme sind bildgewaltig und fulminant, gleichzeitig aber phasenweise auch schockierend, weil er Armut, Gewalt und Rassismus in aller Rohheit zeigt. «Er tut nichts anderes, als die brasilianische Realität abzubilden», sagt Claudia de Assis, «und auch wenn man diese Dinge nicht sehen will, so ist es doch wichtig hinzuschauen, weil sie neben den Postkartenklischees auch zur brasilianischen Realität gehören. Ausserdem sind die Filme meines Bruders ja nicht nur brutal, sondern auch poetisch.»

In der aktuellen Reihe «Cine Brasil marginal», die in Zusammenarbeit mit dem Taoca-Kollektiv aus Zürich durchgeführt wird, ist zwar kein Film von Claudio Assis mit dabei, dafür aber von anderen Filmschaffenden aus Recife, der Hafenstadt im Nordosten des Landes, die als Hauptstadt des brasilianischen Independent-Films gehandelt wird. Und auch diese Filme fühlen sozialkritisch der aktuellen brasilianischen Befindlichkeit auf den Zahn.

Liebe und Gewalt

Den Auftakt macht «Do outro lado do Atlantico» (28.9.) von Marcio Câmara und Dannielle Ellery, welcher die Lebensumstände afrobrasilianischer Menschen beleuchtet. «Tatuagem» (26.10.) von Hilton Lacerda erzählt die Geschichte einer schwulen Liebe, und der Dokumentarfilm «Martírio» (30.11.) thematisiert die Gewalt am indigenen Volk der Guarani Kaiowá. Ausserdem werden am 7.12. drei Kurzfilme gezeigt: «Corpo Manifesto» stellt die weibliche Selbstbestimmung über den eigenen Körper ins Zentrum, die Satire «Super Oldboy» beleuchtet die Situation pensionierter Senioren und «O Menino Invisível» erzählt die Geschichte eines obdachlosen Jungen.

Im Oktober stehen in Brasilien grosse Wahlen an, allen voran wird ein neuer Präsident gewählt. Gemäss den letzten Umfragen werden Jair Bolsonaro am meisten Chancen eingeräumt, also einem Kongressabgeordneten, der sich wiederholt homophob, frauenfeindlich und rassistisch geäussert hat und der mit der Militärjunta sympathisiert. Die Menschen in Brasilen seien der ständigen Gewalt und Korruption müde und Bolsonaro habe halt versprochen, damit aufzuräumen, wagt Claudia de Assis eine Vermutung, weswegen der Hardliner das Rennen machen könnte. Sie selber möchte sich lieber nicht öffentlich politisch positionieren, sagt sie. Viel lieber wolle sie mit ihren kulturellen Anlässe zur Integration beitragen und mit den Filmvorführungen dafür sorgen, dass Brasiliens Minderheiten und Unterdrückte nicht in Vergessenheit gerieten. Auf die Frage, welchem Präsidentschaftskandidaten sie denn ihre Stimme gebe, antwortet Claudia de Assis: «Mehr als klar ist, wem nicht.»

Politforum Käfigturm
Fr, 28. 9., 19 Uhr, bis 7. 12.

Neun Fragen an Ernesto Molinari

«Dass es die Clex gibt, ist ein kleines Wunder»

Im Konzert «**(K)eine kleine Nachtmusik**» des Ensembles Vertigo gibt es am Donnerstag, **27. September, um 19.30 Uhr in der Dampfzentrale** eine Weltpremiere zu erleben: Der Klarinettist Ernesto Molinari präsentiert im Stück «Convert Ego» von Daniel Weissberg und Michael Harenberg den Prototyp einer sensorisch-dynamisch gesteuerten Kontrabassklarinette. Dazu gibt es weitere Werke von Aram Hovhannisyan und Artur Aksheyland. Foto: zvg

Sie spielen ein Instrument, das so neu ist, dass man nicht weiss: Sagt man der, die oder das Clex?
Die Clex ist richtig. Clex ist eine Abkürzung für Contrabassclarinet extended.

Eine Weltneuheit.
Das ist sie! Seit 2012 haben Wissenschaftler der Hochschule der Künste Bern und der Fachhochschule (Departement Technik und Informatik) die Kontrabassklarinette weiterentwickelt und die Intonation verbessert.

Was war das Problem?
Die Kontrabassklarinette, das tiefste Instrument in der Familie der Klarinetten, kommt in der Musik nur wenig zum Einsatz. Deshalb wird sie in geringer Stückzahl produziert. Das macht das Instrument teuer, Ersatzteile werden von Hand gemacht. Zudem ist es nicht einfach zu spielen. Es braucht viel Lungenvolumen und Kraft, um das riesige Instrument mit seinen 2,70 Metern und fünfeinhalb Oktaven zum Klingen zu bringen. Das grösste Problem war aber, dass die Tonlöcher da positioniert sind, wo sie erreichbar sind, und nicht, wo sie optimal wären. Das konnten wir nun verbessern.

Durch Hightech...
Auch. Die Klappen werden mechatronisch gesteuert. Sensoren an den Drückern ermitteln die Position des Fingers, worauf die Aktuatoren die programmierten Klappen öffnen oder schliessen. Obwohl das Instrument wie eine normale Klarinette gespielt wird, eröffnet das Hightech neue Möglichkeiten.

Woran denken Sie?
Ich kann meinen Mitspielern während des Konzerts Signale auf ihre iPads senden. Diese Spielanweisungen, die sowohl Dynamik, Artikulation oder Tonhöhe betreffen können, gehören zur Partitur. Verrückt ist, dass die Musiker im Ensemble aber auch mich, den Solisten, steuern können. Das ist die Revolution und führt zu aberwitzigen Interaktionen.

Das müssen Sie erklären.
Die beiden Musik- und Medienkünstler Daniel Weissberg und Michael Harenberg haben im Stück «Convert Ego» Stellen einkomponiert, wo ich die Anweisung bekomme «Hands off». Ich drücke da also keine Klappen, sondern blase nur die Luft ins Rohr. Die Ensemblemitglieder bestimmen, welche Klappen auf meiner Clex geöffnet und geschlossen werden. So löst jede elektrosensorische Aktion eine Reaktion aus. Das ist extrem spannend.

Wie klingt eine Kontrabassklarinette?
Die tiefe Lage verströmt einen unglaublichen Zauber. Als Grundierung für das Orchester ist die Kontrabassklarinette perfekt. Und sie hat den Vorteil, dass man sie ganz leise anblasen kann. Der Komponist Heinz Holliger hat sie als sein Lieblingsinstrument betitelt.

Ist die smarte Kontrabassklarinette Zukunftmusik?
Ich weiss es nicht. Die Clex ist ein Prototyp. Es ist ein kleines Wunder, dass es sie gibt. Ihre Erforschung ist noch nicht abgeschlossen. Ob und wie es weitergeht, hängt auch von der Finanzierung ab. Das Konzert «(K)eine kleine Nachtmusik» soll dazu beitragen, dass die Öffentlichkeit versteht, dass Technik in der Musik kein Selbstzweck ist. Komponisten nutzen sie als Hilfsmittel, um die Musik auf eine neue Ebene zu bringen. Ich erlebe an den internationalen Ferienkursen in Darmstadt, wo ich als Dozent tätig bin, dass Musikinstrumente oft nur Teil eines neuen Ganzen sind, in dem mit Multimedia, Elektronik und Noise-Klänge experimentiert wird. Die Clex passt da perfekt hinein.
Marianne Mühlemann

Kirche & Gesellschaft

Die Auswirkungen von Krieg, Verfolgung und Flucht

Eine Ausstellung in Bern über Geflüchtete und ihre Lebensgeschichte

Diese Website benutzt Cookies. Sie die Website weiterhin nutzen, gehen wir von Ihrem Einverständnis aus.

OK

Flüchtlinge unterwegs in Serbien | (c) 123rf

08.11.2018

Eine Ausstellung in Bern über Geflüchtete und ihre Lebensgeschichte

Kategorien

Serie: **Flüchtlinge**

Thema: **Kirche & Gesellschaft**

Tags

#ausstellung **#bern**

Beitrag

auf Facebook teilen

auf Twitter teilen

auf Whatsapp teilen

per E-Mail weiterempfehlen

Unter dem Titel «Kein Kinderspiel. Geflüchtete Familien, junge Flüchtlinge und Jugendliche im Dialog» zeigt die Plattform «Face Migration» in Bern eine Ausstellung zu den Auswirkungen von Krieg, Verfolgung und Flucht auf Flüchtlinge in unserem Land. Der Fokus liegt dabei auf den Geflüchteten und ihren Lebensgeschichten.

Über die Ausstellung sprachen wir mit Anna Weber, Sozialanthropologin und Kooperationspartnerin Face Migration.

(© Online-Redaktion ERF Medien)

Verwandte Beiträge

Diese Website benutzt Cookies. Wenn Sie die Website weiter nutzen, gehen wir von Ihrem Einverständnis aus.

OK

Familie auf der Flucht getrennt

weiterlesen

Diese Website benutzt Cookies. Wenn Sie die Website weiter nutzen, gehen wir von Ihrem Einverständnis aus.

OK

11. Adoray-Festival in Zug

Vom 9. bis 11. November 2019 mit über 700 Jugendlichen und junge Erwachsenen

Kinder sprechen über Flucht

«Ich habe übersetzt, ohne zu verstehen»

Vor Krieg und Terror zu fliehen, ist für jeden eine enorme Herausforderung. Was aber bedeutet Flucht für Kinder? Eine Ausstellung im Käfigturm Bern geht dieser Fragen nach.

Autor: Alice Henkes
Donnerstag, 25.10.2018, 12:07 Uhr

Die kleine Kabine im Käfigturm Bern sieht aus wie ein Passfotoautomat. Im Innern wartet eine besondere Begegnung:

«Hallo, ich bin Lindita», sagt eine junge Frau auf einem Video-Screen. Dann erzählt sie, dass sie als Kind mit ihren Eltern aus dem Kosovo in die Schweiz geflohen sei. «Und wer bist du?», fragt sie und zieht die Ausstellungsbesucher in ein Gespräch.

Lindita erzählt von Krieg und Flucht, von Angst und Hoffnung. Und sie fordert immer wieder dazu auf, von eigenen Erlebnissen und Erfahrungen zu berichten und das eigene Leben mit dem der Flüchtlingsfamilie zu vergleichen.

«Kein Kinderspiel»

Die Kabine ist Teil der Ausstellung «Kein Kinderspiel», die untersucht, wie Krieg, Gewalterfahrung und Flucht sich auswirken – auf die Geflüchteten und ihre Kinder.

Hinter der Ausstellung steht ein grosses Forschungsprojekt, erzählt Martina Kamm, die die Ausstellung kurierte. Vor zehn Jahren begann sie und ihr sozialwissenschaftliches Team der Organisation «face migration», Geflüchtete zu begleiten.

Sie wollten mehr erfahren über die verborgenen Geschichten von geflüchteten Menschen, die inmitten der sicheren, wohlhabenden Schweiz leben und die Dinge erfahren, die für viele Schweizer kaum vorstellbar sind.

Auch Kinder brauchen Hilfe

Mit nur acht Jahren habe sie mehr als genug erlebt, sagt eine junge Frau im Film «Kein Kinderspiel». Ihren Eltern habe man bei der Aufnahme in die Schweiz psychologisch geholfen. Sie hingegen habe man als Kind nicht so beachtet.

Manchmal würden Kinder benachteiligt, sagt die junge Frau deshalb: «Nur weil sie klein sind, heisst das nicht, dass sie nichts gesehen haben.»

Übersetzen, ohne zu verstehen

Die Geflüchteten der zweiten Generation wachsen in Sicherheit auf. Dann, so scheint es, ist doch alles okay, oder?

Doch meist sind es die Kinder, die zwischen der Welt, die die Eltern in sich tragen und der neuen Heimat vermitteln müssen.

«Ich habe die Traurigkeit meiner Mutter gesehen», sagt eine junge Frau im Film. Sie musste als Kind übersetzen, wenn die Mutter einem Psychiater von Flucht und Gewalt erzählte.

Sie habe ihre Worte übersetzt, ohne sie richtig zu verstehen.

Flucht endet nicht so

Das ist eine Situation, die auch andere Kinder von Geflüchteten erlebt haben und die sie belastet. Sie erleben die Trauer und Verstörung der Eltern, in einem Alter, in dem sie noch viel zu jung sind, um damit umzugehen.

Sie hören Worte, die nicht für sie bestimmt sind. Es gehe sie doch gar nichts an, was ihre Mutter ihrem Psychologen erzähle, sagt eine andere junge Frau im Film «Kein Kinderspiel».

Die Ausstellung erzählt so schlicht und eindrucksvoll von Flucht und Neuanfang, von Verlust und Hoffnung und zeigt: Flucht endet nicht einfach damit, dass man irgendwann irgendwo ankommt.

Kam Hodler im Käfigturm zur Welt? (4)

Bern feiert Hodlers 100sten Todestag. Aber wo wurde Hodler eigentlich geboren? Eine Infotafel im Käfigturm sagt: Genau hier. Stimmt das? – Möglich bleibt es. Zu lernen ist: Geschichte wird immer gemacht.

Hier? An der Schauplatzgasse 37 – heute einige Laufmeter im Lebensmittel-Loeb – stand bis 1870 das «Haus 233 roth», wo des Ehepaar Hodler im März 1853 wohnte. (Foto: Fredi Lerch)

Fredi Lerch 11.09.2018 06:30

Immerhin soviel kann unterdessen als sicher gelten: Margaritha Hodler-Neukomm war Anfang März 1853 hochschwanger, seit drei Monaten war sie verheiratet, und seit drei Wochen lebte sie mit ihrem Mann in einer gemeinsamen Wohnung im Haus 233 rot, wo man zweifellos einen Zins zu bezahlen hatte. Bekannt ist, dass Ferdinand Hodler rund fünfzig Jahre später dem Journalisten C. A. Loosli erzählt hat, seine Eltern hätten beide «nichts» besessen «als einige unbedeutende Lohnersparnisse und ihren Arbeitswillen». Zudem: Seine Mutter sei ein «äusserst frohgemutes Mädchen» gewesen, das «ungemein tapfer und ausdauernd arbeitete».[1] Bekannt ist, dass Hodlers

Geburtstag, der 14. März 1853, ein normaler Werktag – ein Montag – war und dass der Käfigturm von der Schauplatzgasse 37 her zu Fuss in weniger als fünf Minuten zu erreichen ist. Klar ist in dieser Situation, dass das junge Paar auf Geld dringend angewiesen war und Frau Hodler, obschon hochschwanger, eine starke Motivation gehabt haben muss, den Taglohn verdienen zu gehen. Und als wahrscheinlich anzunehmen ist, dass der Arbeitstag der Käfigturm-Köchin damals nicht weniger als zwölf Stunden betragen haben wird.

Mit diesem Wissen steht man vor der Frage: Ist Margaritha Hodler-Neukomm am 14. März 1853 zur Arbeit gegangen – ja oder nein? Es gibt zwei Antworten:

1. Gestützt auf Brüschweiler sagt der ab jetzt massgebliche Catalogue raisonné zu Hodlers Werk, Strasser habe «1950 das Haus '233 rot' als Hodlers Geburtsort eruiert», Frau Hodler habe ihren Sohn Ferdinand demnach zuhause geboren, sei also nicht zur Arbeit gegangen.

2. Gestützt auf die von Loosli übermittelten mündlichen und schriftlichen Aussagen Hodlers lautet die zweite Antwort, die Taglöhnerin Hodler sei an jenem Morgen zur Arbeit gegangen und sei – in den Worten des Archivars Christian Lerch – «bei ihrer Arbeit von den Geburtswehen überrascht worden».

Hubert Steinke, Direktor des Instituts für Medizingeschichte der Universität Bern.

Eine medizinhistorische Einschätzung

Eine bis hierhin formulierte erste Fassung dieses Textes sende ich an Hubert Steinke, Direktor des Instituts für Medizingeschichte der Universität Bern. Meine Frage: «Ist es möglich, dass Margaritha Hodler-Neukomm am Morgen jenes 14. März die ca. fünf Minuten von der Schauplatzgasse 37 zum Käfigturm hinüber zur Arbeit gegangen, während der Arbeit tagsüber von akuten Wehen überrascht worden ist und ihr Kind deshalb am Arbeitsplatz – im Käfigturm – geboren hat?»

Steinkes Antwort: «Mir kam in Anbetracht der schwierigen Finanzverhältnisse des jungen Paars in den Sinn, diese hätten allenfalls die Geburtsstube am Inselspital [am Standort des heutigen Bundeshauses Ost, fl.] oder die Entbindungsanstalt an der Brunngasse 48 in Erwägung gezogen. An diesen Anstalten konnten ärmere Frauen kostenlos gebären, hier fanden jährlich rund 300 Geburten statt. Ich habe daher die entsprechenden Geburtstabellen im Staatsarchiv überprüft, aber Margaritha Hodler nicht gefunden. Das kommt aber nicht unerwartet, waren die Anstalten doch eher darauf ausgerichtet, bettlägerige Schwangere vor der Geburt aufzunehmen und während Tagen/Wochen zu betreuen. Für Arme gab es zudem noch die Möglichkeit, eine Hebamme rufen zu lassen und diese nur mit einem geringen Lohn oder gar nicht zu entschädigen. Die Hebammen konnten in diesen Fällen bei den Behörden Entschädigung einfordern. Da sich die Eltern Hodler aber doch immerhin eine eigene Wohnung leisten konnten, lag wohl auch eine Entschädigung für eine Hebamme drin. Ganz ohne Hilfe einer Hebamme zu gebären, wäre ungewöhnlich gewesen.

Was die Frage der Wehen und der plötzlichen Geburt betrifft, so würde ich nicht ausschliessen, dass eine Taglöhnerin bei leichten Wehen noch zur Arbeit ging. Ich würde auch nicht ausschliessen, dass man bei während der Arbeit rasch einsetzenden und zunehmenden Wehen von einem Transport in die Wohnung absah und die Hebamme direkt in den Käfigturm bestellt wurde. Die medizinische Einschätzung, wie rasch es vom Einsetzen der Wehen bis zur Geburt gehen kann und ob unter diesen Umständen ein Transport beinahe verunmöglicht wird, müsste eine Hebamme/Gynäkologin geben. Die Geburt im Käfigturm möchte ich also nicht ausschliessen. Se non è vero…»[2]

Daniel Surbek, Chefarzt und geschäftsführender Co-Klinikdirektor an der Universitätsklinik für Frauenheilkunde in Bern. (Foto: zvg)

Eine gynäkologische Einschätzung

Die Frage, die Steinke offenlässt, ist die: Angenommen, Frau Hodler ist am Morgen des 14. März 1853 tatsächlich zur Arbeit gegangen und im Käfigturm von Wehen überrascht worden: Warum ist sie dann die rund fünf Minuten Fussweg in ihre Wohnung nicht zurückgegangen oder getragen worden, um zuhause gebären zu können? Daniel Surbek ist Chefarzt und geschäftsführender Co-Klinikdirektor an der Universitätsklinik für Frauenheilkunde in Bern und hält in seiner Stellungnahme einleitend fest, die Frage sei für ihn auch deshalb interessant, weil sein Grossonkel, der Kunstmaler Victor Surbek (1885-1975) selber zum Hodler-Kreis gehört habe. Zur Käfigturm-These hält er fest:

«Aus gynäkologischer Sicht scheint es mir möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, dass die Geburt im Käfigturm stattgefunden hat. In weit über 90 Prozent der Geburten bei Erstgebärenden gibt es mindestens zwei

Stunden Zeit zwischen dem Einsetzen starker Wehen und der Geburt, sodass ein Transport in die Wohnung möglich gewesen wäre, falls ein solcher durch die Frau gewünscht gewesen wäre. Andererseits kann es sein, dass der Käfigturm der Mutter Hodler eine akzeptable Umgebung für die Geburt geboten hat, sodass sie gar nicht unter Wehen nach Hause transportiert werden wollte. Vielleicht sind Arzt und/oder Hebamme in den Käfigturm geeilt, und haben dort alles Nötige für eine Geburt eingerichtet. Zusammenfassend, vor dem historischen Hintergrund, würde ich sagen: ca. 70 Prozent Wahrscheinlichkeit: Geburt zuhause.»

Abschliessend macht Surbek einen Vorschlag, wie die Käfigturmthese vollständig erhärtet werden könnte: «Ich frage mich, ob man mit DNA-Analyse weiterkäme. Eine Geburt geht nicht ohne Blutspuren vorüber, vielleicht kann man da an entsprechenden Stellen in Ritzen von Holz oder auf dem Gesteinsboden heute noch etwas nachweisen?»[3]

Die blutsverwandte Person, die für eine vergleichende Blutanalyse nötig ist, wäre noch zu finden. Zwar ist Hodlers Sohn Hector (1887-1920) kinderlos gestorben. Aber es gab auch die uneheliche Tochter Paulette Godé (1913-1999), nach Hodlers Tod von Berthe Hodler adoptiert, später verheiratet mit Paul Magneant. Sie ist als Aquarellistin und Karikaturistin unter dem Namen Pauline Valentine Hodler-Magneant in die Kunstgeschichte eingegangen und hatte drei Kinder. Ein Sohn lebt noch, zudem eine Enkelin und ein Urenkel.[4] Das unlösbare Problem für eine solche DNA-Analyse ist ein anderes: 1902/03 wurde für die Fussgängerpassage der zweite, kleine Torbogen durch den Käfigturm gebrochen. Welche Räumlichkeiten dem Durchbruch zum Opfer fielen, hat C. A. Loosli 1944 so beschrieben: «Mir ist das Untergeschoss des Käfigturmes, mit der Wohnung des Gefangenenwartes vor der Zeit seines Umbaues, noch in deutlicher Erinnerung. Es enthielt einen Vorraum mit Treppenaufgang zu dem oberen Stockwerk,

eine Küche und drei bescheidene Wohnräume.»[5] In dieser Küche hat Frau Hodler vermutlich gekocht, und in einem dieser Wohnräume wird sie sich hingelegt haben, falls sie im Käfigturm geboren hat.

«Zudem», sagt Thomas Göttin, Geschäftsführer des Polit-Forums, als er vom Vorschlag hört, man könnte im Käfigturm nach DNA-Spuren zu suchen, «ist der Turm 1980 totalsaniert worden. Es ist auszuschliessen, dass man hier frühere DNA-Spuren finden würde.»

Wahrheit gibt es nicht, bloss Geschichten

Zu guter Letzt: Warum ein solcher Aufwand zur Klärung ein solches Details? Ist es denn nicht eigentlich herzlich egal, ob der Kunstmaler Ferdinand Hodler am 14. März 1853 im Käfigturm oder im Haus 233 rot auf der Höhe der Schauplatzgasse 37 oder sonstwo in der Berner Oberstadt zur Welt gekommen ist? – Doch, das ist es.

Jedoch bietet die Geschichte um dieses historische Detail die Möglichkeit, sich über etwas Grundsätzliches klar zu werden: Zu historischen Ereignissen gibt es immer eine grössere oder kleinere Anzahl von Quellen. Weil Quellenlagen in den seltensten Fällen eindeutig sind, heisst Geschichtsschreibung stets auch, aus der konkreten Quellenlage ein möglichst plausibles Narrativ zu konstruieren. Je nachdem, welche Quellen als die glaubwürdigsten angesehen werden, wird schliesslich das eine oder andere Narrativ zur historischen Wahrheit kanonisiert.

Dieser Vorgang hat nicht nur mit Geschichtsschreibung, sondern auch mit dem zu tun, was der Soziologe Pierre Bourdieu mit den «feinen Unterschieden» gefasst hat. Wären C. A. Loosli und Ferdinand Hodler nicht kantige Unterschichtsautodidakten gewesen, sondern bestandene Akademiker bernburgerlicher Herkunft, dann wäre es seit Menschengedenken eine unbestrittene geschichtliche

Tatsache, dass Hodler im Käfigturm geboren worden sei. Schon nur, weil es in diesem Fall seit 1950 eine entsprechende Gedenktafel in der Käfigturmpassage gäbe – spätestens seit den 1990er Jahren mit englischer, japanischer und chinesischer Übersetzung.

Kurzum: Wenn sich Gelegenheit bietet, lohnt es sich immer wieder, über die Herstellung geschichtlicher Unhinterfragbarkeit nachzudenken.

---

[1] C. A. Loosli: Ferdinand Hodler. Leben, Werk und Nachlass, Band 1. Bern (R. Suter & Cie) 1921, S. 3.

[2] Mail Hubert Steinke, 4.7.2018.

[3] Mail Daniel Surbek, 5.7.2018.

[4] Mail Diana Blome, 17.7.2018.

[5] C. A. Loosli: «Geburtsort und Taufkirche Ferdinand Hodlers», paginiert mit S. 153-156, in: AH.MAHN Hodler-Archiv von Carl Albert Loosli, seit 2012 als Dauerleihgabe des Musée d'art et d'histoire, Neuenburg, im Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft, SIK-ISEA, S. 155.

Von Graffenried verliest öffentlich Menschenrechtserklärung

Berns Stadtpräsident Alec von Graffenried wird am Abend des 10. Dezember auf dem Berner Bärenplatz die UNO-Menschenrechtserklärung verlesen.

Mittwoch 28. November 2018 15:50

Alec Von Graffenried wird die UNO-Menschenrechtserklärung öffentlich verlesen. tut dies, weil sich an diesem Tag die Verabschiedung dieser Erklärung zum 70. Mal jährt.

Die Stadt Bern nimmt mit diesem Auftritt von Graffenrieds an einer internationalen Städteinitiative teil, wie die Präsidialdirektion der Stadt Bern am Mittwoch mitteilte. Die Vereinigung, welche den Impuls für diese Initiative gegeben hat, will damit an die Wichtigkeit der Menschenrechte erinnern.

Ausser Bern nehmen etwa auch Brüssel, Berlin, Madrid, Paris, Lissabon und London an der Städteinitiative teil.

Die Stadt Bern führt den Jubiläumsanlass zusammen mit der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Bundes, Amnesty International Schweiz und dem Polit-Forum Bern durch. Alec von Graffenried verliest die Menschenrechtserklärung nicht allein, sondern zusammen mit Manon Schick, Geschäftsleiterin Amnesty International Schweiz, und DEZA-Vizedirektor Thomas Gass.

Die allgemeine Erklärung der Menschenrechte enthält 30 Artikel zum Schutz der menschlichen Person, zu Verfahrensrechten, zu Freiheitsrechten und zu wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechten.

Mit den internationalen Pakten der UNO von 1966 wurden die Menschenrechtskonventionen völkerrechtlich verbindlich. Die Schweiz ist den beiden Pakten 1992 beigetreten.

Berner Stadtpräsident verliest Menschenrechtserklärung

Berns Stadtpräsident Alec von Graffenried wird am Abend auf den 10. Dezember dem Berner Bärenplatz öffentlich die UNO-Menschenrechtserklärung verlesen.

An der Städteinitiative wird neben Bern auch Brüssel, Berlin, Madrid, Paris, Lissabon und London teilnehmen. Bild: Adrian Moser

Die Stadt Bern nimmt mit diesem Auftritt von Graffenrieds an einer internationalen Städteinitiative teil, wie die Präsidialdirektion der Stadt Bern am Mittwoch mitteilte. Die Vereinigung, welche den Impuls für diese Initiative gegeben hat, will damit an die Wichtigkeit der Menschenrechte erinnern. Ausser Bern nehmen etwa auch Brüssel, Berlin, Madrid, Paris, Lissabon und London an der Städteinitiative teil. Die Stadt Bern führt den Jubiläumsanlass zusammen mit der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Bundes, Amnesty International Schweiz und dem Polit-Forum Bern durch. Alec von Graffenried verliest die Menschenrechtserklärung nicht allein, sondern

zusammen mit Manon Schick, Geschäftsleiterin Amnesty International Schweiz, und DEZA-Vizedirektor Thomas Gass.

Die allgemeine Erklärung der Menschenrechte enthält 30 Artikel zum Schutz der menschlichen Person, zu Verfahrensrechten, zu Freiheitsrechten und zu wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechten. Mit den internationalen Pakten der UNO von 1966 wurden die Menschenrechtskonventionen völkerrechtlich verbindlich. Die Schweiz ist den beiden Pakten 1992 beigetreten. (mon/sda)

Erstellt: 28.11.2018, 17:02 Uhr

«Integration bedeutet nicht nur Fondue und Raclette»

Bern, 5.12.18 (kath.ch) Ein Podium des Politforums in Bern befasste sich mit der Willkommenskultur gegenüber Flüchtlingen. Während die Podiumsteilnehmenden hier die wichtige Zusammenarbeit von Staat und Freiwilligen betonten, blieb ein fremdenfeindliches Votum aus dem Publikum unbeantwortet.

Sebastian Schafer

Typisch schweizerisch: Käsefondue | © pixabay.com

Früher war der Käfigturm in Bern Gefängnis und Verhörzentrum in einem – heute ist das alte Gebäude ein Zentrum des demokratischen Austauschs. Im Rahmen der Ausstellung «Kein Kinderspiel – Auswirkungen von Krieg, Verfolgung und Flucht» des Politforums Bern fand am 5. Dezember ein Podiumsgespräch zum Thema Willkommenskultur statt – ein Begriff, der in der Bevölkerung gemischte Gefühle hervorruft.

Besonders in Deutschland wurde der Begriff von der Rechten geprägt, die ihn negativ besetzt, damit eine Politik der offenen Grenzen verurteilt und Stimmung gegen eine sogenannte «Masseneinwanderung» macht. Im Rahmen des Podiums im Käfigturm bewegte sich die Diskussion aber in eine andere Richtung. Zur Debatte stand, inwiefern Freiwilligenarbeit im Asylbereich wichtig, nützlich und förderlich ist: Wie eine Willkommenskultur eigentlich aussehen soll.

Ohne Freiwilligenarbeit geht es nicht

Sibylle Stolz, Leiterin der Leiterin des Bereichs Quartiere und Integration der Stadt Luzern, machte von Anfang an klar: Ohne Freiwilligenarbeit geht es nicht. Der Staat habe zwar eine Integrationsaufgabe, ohne die Mitarbeit der Bevölkerung passiere aber keine Integration. Diese Freiwilligenarbeit lasse sich jedoch nicht so einfach definieren. Dazu gehörten selbstverständlich Projekte, die Integration vorantreiben – genauso sei aber beispielsweise der Umgang mit Migranten, Gespräche und Engagement im sozialen Umfeld, das Zugewanderte einschliesse, als Freiwilligenarbeit zu bezeichnen.

Auch Andreas Nufer, reformierter Pfarrer der Offenen Kirche Heiliggeist in Bern, betonte die freiwillige Arbeit von Menschen, die sich im Alltag mit Migranten beschäftigen. Gleichzeitig forderte er aber ein vehementes Engagement auch auf politischer Ebene. Sprachkurse, Mittagstische und interreligiöse

Cafés reichten nicht, wenn Staat und Kirchen gleichzeitig die Integrationsbudgets kürzten, Sprachkurse für vorläufig Aufgenommene strichen und so sowohl den Integrationswilligen wie auch den engagierten Personen die Arbeit schwer machten. Es brauche den Willen der Politik, strukturelle Rahmenbedingungen zu bieten, die Integration förderten – dazu müsse die Gesellschaft die Politik anhalten.

Integration im Schrebergarten

Integration passiere also an der Basis, so der Konsens der Teilnehmenden. Im Quartierladen, im Sportclub, in der Kirchgemeinde. Der Staat müsse die Bevölkerung sensibilisieren und Integration fördern – am Ende passiere sie aber im «banalen» Alltag der Menschen.

Der Filmemacher Mano Khalil erinnerte sich an seinen Integrationsprozess: unter anderem verdanke er dies dem Kulturzentrum Progr in Bern. Der gebürtige Syrer, der schon in seiner Heimat Filme drehte und produzierte, emigrierte 1996 in die Schweiz und setzte sein künstlerisches Wirken im Progr fort.

Vor seinem eigenen Hintergrund als Zugewanderter drehen sich seine Filme um Heimat, Identität und Migration. Breit rezipiert wurde vor allem sein Dokumentarfilm «Unser Garten Eden», der sich mit der Multikulturalität in Schweizer Schrebergärten auseinandersetzt. Findet dort auch Integration statt? Durchaus, findet Khalil. «Integration bedeutet nicht Fondue essen am Morgen und Raclette zum Mittagessen», so Khalil. Integration fordere von beiden Seiten eine Offenheit, die Sprache und Kultur kennenzulernen. Integration sei für ihn keinesfalls Assimilation – aber es bedinge, zu lernen, was es heisse, Schweizer zu sein.

Nur, was heisst es denn, Schweizer zu sein? Die Frage blieb während des Podiums offen. Nufer betont, es gebe nicht die Schweiz – sondern unzählige Geschichten und Lebensentwürfe, die die Gesellschaft prägen würden.

Überraschende Wendung

Eine Wendung nimmt das Podiumsgespräch erst gegen Ende der Veranstaltung, als die Diskussion für das Publikum geöffnet wird. Ein älterer Herr meldet sich und legt in breitem Thurgauerdialekt seine Meinung dar – diese Masseneinwanderung sei doch einfach nicht zu schaffen, man müsse ja nur nach Frankreich schauen, da werde schon jedes Wochende eine Frau abgestochen, und überhaupt bildeten Muslime Parallelgesellschaften und gehörten nicht nach Europa.

Die Tirade des älteren Herrn bringt die Teilnehmenden des Podiums sichtlich aus dem Konzept. Es offenbart sich eine Diskrepanz zwischen dem Dialog über Integration und dem Narrativ des Rechtspopulismus. Man merkt: Keiner der Teilnehmenden schafft es, dem fremdenfeindlichen Statement etwas entgegenzusetzen.

Wie reagieren auf Ablehnung?

Im Gegensatz zu der vorhergehenden Diskussion, die sich, sachlich richtig zwar, aber ohne jeden Widerspruch, in einer Blase bewegte, ist die Wortmeldung aus dem Publikum von Gefühlen geprägt, Ressentiments, vagen Ängsten und populistischem Duktus. Hier ist keine Offenheit, kein Verstehen und kein Wille zur Integration spürbar. Und auf die Frage, wie auf solche Ablehnung reagiert werden soll – darauf scheint keiner der Teilnehmenden eine abschliessende Antwort zu haben.

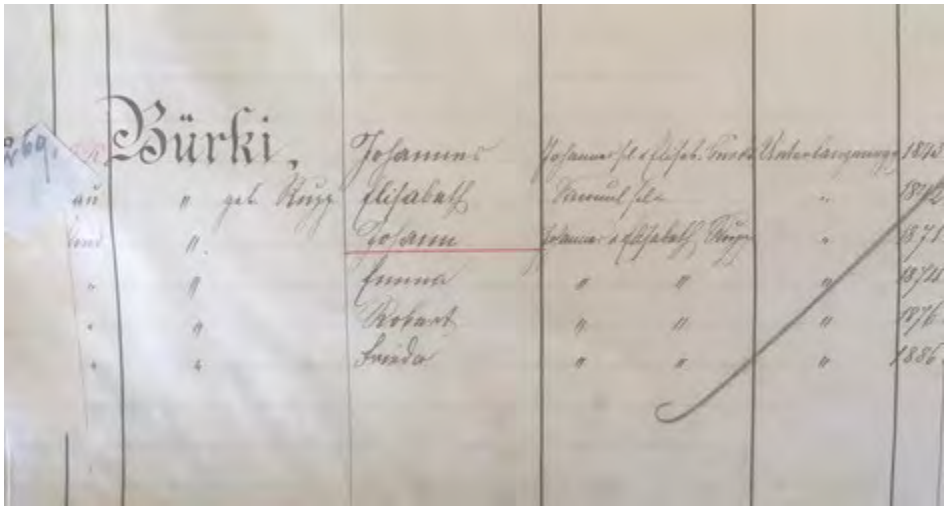
Die Veranstaltung im Politforum Bern wurde unterstützt vom Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund, der reformierten Kirche Bern, Jura, Solothurn, dem Schweizerischen Roten Kreuz und anderen.

© Katholisches Medienzentrum, 05.12.2018. Die Rechte sämtlicher Texte sind beim Katholischen Medienzentrum. Jede Weiterverbreitung ist honorarpflichtig. Die Speicherung in elektronischen Datenbanken ist nicht erlaubt.

Schon wieder: Eine Geburt im Käfigturm

Ist Ferdinand Hodler im Käfigturm geboren worden? Das ist möglich, aber nicht beweisbar. Unterdessen ist immerhin klar: Eine Geburt in diesem Turm wäre im 19. Jahrhundert keine einmalige Sensation gewesen.

Die Familie Bürki-Rupp im Niederlassungs-Wohnsitz-Register der Stadt Bern. (Foto: Fredi Lerch)



Fredi Lerch 16.10.2018 06:30

Kurz nach der Veröffentlichung der Journal B-Recherche zur Frage, ob Ferdinand Hodler am 13. März 1853 im Käfigturm geboren ist, sprach mich eine Leserin des Textes an und erzählte, sie wisse von einer Frau, die mit Sicherheit im Käfigturm auf die Welt gekommen sei: die Grossmutter ihres Ehemannes. Diese Leserin war Susanne Graf, ihr Ehemann ist der Historiker Christoph Graf, der ehemalige Direktor des Bundesarchivs. Ein Telefongespräch mit ihm ergibt Folgendes: Seine Mutter habe erzählt, seiner Grossmutter Frieda habe man als Kind «ds Chefiturm-Meiteli» gesagt, weil sein Urgrossvater Johannes Bürki-Rupp zur Zeit ihrer Geburt 1886 Gefängniswärter im Käfigturm gewesen sei.

Ein Blick in das «Adressbuch der Stadt Bern» ergibt, dass sich für 1886-1887 kein Eintrag findet, wohl aber für 1888-1889. Dort ist ein «Bürki, Joh., Gefangenenwärt. im Käfichturm» eingetragen. Um Genaueres herauszufinden, bitte ich im Stadtarchiv um Einsicht in das sogenannte «Niederlassungs-Wohnsitz-Register der Stadt Bern». Die drei grossformatigen, dicken Bände, die im Lesesaal bereitliegen, decken verschiedene Zeiträume des 19. Jahrhunderts ab. Der richtige Band ist jener mit der Signatur SAB_1125_16_6. Darin betrifft der Eintrag 269 einen Bürki, Johannes (* 1843), verheiratet mit Elisabeth (* 1842), «geb. Rupp». Beruf: «Gefangenenwärter im Käfichthurm». Wohnadresse: «67 Marktgasse» – die Marktgasse 67 ist bis heute die Adresse des Käfigturms. Dieses Ehepaar hatte vier Kinder: Johann (* 1871), Emma (* 1874), Robert (* 1876) und eben Frieda, geboren am 13. Mai 1886.

Der Polizist Johannes Bürki musste öfter umziehen. Laut dem Register ist er im April 1885 aus Münsingen zugezogen (vermutlich deshalb reichte es nicht für einen Eintrag im Adressbuch 1886-1887) und zog im April 1891 weiter nach Spiez. Laut Christoph Graf habe seine Grossmutter erzählt, später in Utzenstorf aufgewachsen zu sein.

Die erwähnte Hodler-Recherche hatten Vinzenz Bartlome, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Staatsarchivs, und Professor Hubert Steinke, Leiter des Instituts für Medizingeschichte an der Universität Bern, mit Abklärungen unterstützt. Mit den Fakten zur Geburt von Frieda Bürki konfrontiert, haben beide die gleiche Einschätzung: Es handle sich hier wohl um «eine ganz normale Hausgeburt» in der Wohnung des Käfigturmwärters. Diese Wohnung lag im Parterre des Turms und wurde 1902/03 beim Durchbruch der Fussgängerpassage zerstört.

Aus der demnach höchstwahrscheinlichen Geburt von Frieda Bürki im Käfigturm kann geschlossen werden: Die Wohnung des Gefangenenwärters war nicht eine Art Pausentreffpunkt

für Stadtpolizisten, sondern eine Privatwohnung, in der mindestens zeitweise Familien gelebt haben und in der es auch zu Hausgeburten kommen konnte. Zwar ist damit nicht bewiesen, dass auch Ferdinand Hodler – von der damaligen Köchin für die Gefangenen – in diesen Räumlichkeiten geboren worden ist. Aber immerhin ist klar: Seine Geburt im Käfigturm wäre im 19. Jahrhundert nicht eine einmalige Sensation gewesen.

Ein Krawall mit Folgen

Der Ständerat will die Mindeststrafe für Landfriedensbruch erhöhen, ein Delikt, das oft an Demonstrationen begangen wird. Bern ist davon nicht nur als politisches Zentrum der Schweiz besonders betroffen. Auch historisch ist der Tatbestand hier verwurzelt.

Die Polizei drängt die Menschen vor dem Käfigturm «mit blanker Waffe» zurück. (Zeichnung von Louis Tinayre, Bernisches Historisches Museum)

Yannic Schmezer 28.09.2018 13:18

Seine Emotionslosigkeit kontrastierte Beat Rieder (CVP) mit drastischen Worten, als er am 11. Juni 2018 im Ständerat eine

Erklärung der Mehrheit der Rechtskommission verlas. Es brauche jetzt eine Antwort des Staates, wenn er das Gewaltmonopol nicht verlieren wolle. Rieder verwies auf den G20 Gipfel in Hamburg und auf Demonstrationen in Bern. Die Verurteilungen für Landfriedensbruch hätten seit 1984 stark zugenommen (tatsächlich sind sie seit wieder 2011 rückläufig). Rieders Motion sah deshalb vor, die Mindeststrafe für Landfriedensbruch auf Geldstrafe und Gefängnis zu erhöhen. Des Landfriedensbruchs macht sich strafbar, wer an einer öffentlichen Zusammenrottung teilnimmt, bei der mit vereinten Kräften gegen Menschen oder Sachen Gewalttätigkeiten begangen werden. Dass die beschuldigte Person selber Gewalttaten begangen hat, ist nicht Voraussetzung.

Das Erwachen der ArbeiterInnebewegung

Drehen wir die Uhr zurück. Am 7. Januar 1895 tagte eine aus Richtern, Anwälten, Professoren und Beamten bestehende Expertenkommission. Sie beriet den Vorentwurf zum ersten schweizerischen Strafgesetzbuch, denn noch war jeder Kanton selber für sein Strafrecht zuständig. Xaver Gretener, Rechtsprofessor an der Universität Bern, wollte nach dem Vorbild des Strafgesetzbuches des deutschen Kaiserreichs den Landfriedensbruch[1] einführen. Bei Ausschreitungen einer Volksmenge falle es ungemein schwer den einzelnen TeilnehmerInnen nachzuweisen, was sie verübt haben, argumentierte Gretener. Wenn eine Straftat im Rahmen einer Kundgebung verübt würde, dann könnten andere Tatbestände zu deren Ahndung herangezogen werden, entgegneten Greteners Gegner. Die Einführung des Landfriedensbruchs würde zu einer doppelten Bestrafung führen.

Die Expertenkommission, ganz besonders Gretener, stand dabei unter dem Eindruck eines Krawalls, der zwei Jahre zuvor in Bern stattgefunden hatte. Um den sogenannten «Käfigturmkrawall» und seine Hintergründe zu verstehen,

bedarf es der Kenntnis der damaligen Situation der ArbeiterInnenbewegung.

1889 tagte in Paris der internationale Arbeiter-Kongress, dessen zentrale Forderung der Achtstundentag war und der dazu aufforderte, jedes Jahr am 1. Mai dafür zu demonstrieren. Ein Jahr später fiel im Nachbarsland Deutschland das bismarcksche «Sozialistengesetz», dessen repressive Wirkung sozialistische, kommunistische und sozialdemokratische Arbeit jahrelang in den Untergrund verbannt hatte. «Was diese beiden Ereignisse damals bedeuteten, vermag die lebende Generation bestenfalls nur noch zu ahnen», schreibt der Gewerkschaftshistoriker Eduard Weckerle. Die ArbeiterInnenbewegung war europaweit im Erwachen und selbst in der Schweiz, wo die Bewegung noch in den Kinderschuhen steckte, tat sich etwas. So gelang zum Beispiel den ArbeiterInnen in der Maschinenindustrie schon 1890 die Durchsetzung des Zehnstundentags.

Die Situation der Baubranche in Bern war zu dieser Zeit – trotz guter Auftragslage – prekär. Die Abreitlosigkeit war hoch und mit den extrem tiefen Löhnen liess es sich kaum menschenwürdig leben. Kommt dazu, dass die Unternehmer oft italienische Bauarbeiter zu noch tieferen Löhnen anstellten, was die Situation für die einheimischen Bauarbeiter zusätzlich verschärfte und deren Wut gegen die Italiener anfachte. Klar ist indessen, dass hierbei auch Fremdenfeindlichkeit eine Rolle spielte. Der sogenannte «Handlangerbund» verabschiedete im Juni 1893 schliesslich eine Resolution mit vier Forderungen:
1. Einen Mindestlohn von 33 Rappen pro Stunde
2. Eine 14 tägige Kündigungsfrist
3. Den Zehnstundentag
4. Der Zugang von auswärtigen Arbeitskräften sei zu unterbinden, solange sich genug einheimische Arbeitskräfte finden.

Damit sollte den Bauunternehmen Hand geboten werden, den Konflikt friedlich beizulegen. Doch noch vor der Beratung der Resolution sollte sich die Wut der ArbeiterInnen auf der Strasse entladen.

60 wütende Arbeiter im Kirchenfeld

Am Samstag dem 17. Juni 1893 erschien im Berner Stadtanzeiger zwischen Ankündigungen der Knabenmusik Bern und der Reismuskaten-Schützengesellschaft ein anonymes Inserat. Später stellte sich heraus, dass es von einem arbeitslosen Bauarbeiter aufgegeben wurde. Das Inserat forderte zu einer Maurer-und Handlangerversammlung am Montag 19. Juni um 1 Uhr auf. Diesem Aufruf folgten zunächst nur rund zwanzig Leute. Niemand der Versammelten, von denen die meisten arbeitslose Bauarbeiter waren, wusste, was geplant war. Einer von ihnen, Aebi, ergriff schliesslich das Wort und schlug vor, auf die verschiedenen Baustellen des Kirchenfelds zu marschieren und dort auf den Baustellen gegen die beschäftigten Italiener zu demonstrieren. Es kam zu einer Abstimmung unter den Anwesenden, die zugunsten von Aebis Vorschlag ausging. Der Demonstrationszug, der mittlerweile auf rund sechzig Personen angewachsen war, bewegte sich ins Kirchenfeldquartier.

Maurer- u. Handlanger-
Versammlung
Montag den 19. Juni, mittags
1 Uhr, beim Bahnhof. 18507

Ein anonymes Inserat ruft am 17. Juni 1893 zur Maurer-und Handlangerversammlung auf.

Dort angekommen blieb es nicht beim friedlichen Protestieren. Zwischen den einheimischen und italienischen

Bauarbeitern kam es zu Handgreiflichkeiten und das obwohl die Polizei die Italiener zuvor gewarnt und sich anschließend in der Nähe der Baustellen versteckt hatte. Erst als die Gewalt zu eskalieren drohte, schossen die Polizisten aus ihren Verstecken, nahmen rund 17 Demonstrierende fest und brachten sie in den Käfigturm, der damals noch als Polizeigefängnis diente.

Revolverschüsse aus dem Käfigturm

Schon kurze Zeit später formierte sich vor dem Käfigturm eine Meute, die die Freilassung der gefangengenommenen Arbeiter forderte. «Vermutlich hätte sich die Menge bei einigem guten Zureden seitens der Behördenvertreter auch wieder von selbst zerstreut», schreibt Weckerle. Doch die Polizei verfolgte eine andere Strategie. Statt deeskalierend einzuschreiten, drängte sie die Menschen mit Hilfe der Feuerwehr, die Wasser in die Menge spritzte, zurück. Daraufhin deckten einige Personen die Beamten mit Beschimpfungen ein, manche Warfen sogar Steine. Trotzdem gelang es der Polizei, die Situation unter Kontrolle zu bringen, sodass sie um 20:00 Uhr wieder abziehen konnte.

Doch kurz nachdem die Polizei verschwunden war, wurde die Erregung wieder grösser. Erneut warfen aufgebrachte Menschen Steine gegen den Turm und schlagen damit unzählige Scheiben ein. Einige drängten sogar zur Eingangstür, wohl um sie aufzubrechen. Die Polizei rückte deshalb bis 23:00 noch zwei weitere Male an, doch diesmal trat sie weitaus aggressiver auf: Mit gezogenem Säbel marschierte sie durch die Marktgasse und das Waaghausgässchen wurde «mit blanker Waffe geräumt». Aus dem Käfigturm schossen die Landjäger, ein spezielles Korps der Polizei, mit ihren Revolvern manchmal in die Luft, manchmal aber auch in die Menschenmenge. Ein vorbeigehender Reisender kommentierte gemäss eines Augenzeugen knapp: «Da geits ruch zue», und in den folgenden Tagen wurde die Polizei selbst von der

bürgerlichen Presse für ihr brutales Vorgehen und die willkürlichen Verhaftungen – am Ende des Abends waren es 74 – kritisiert. Kurz nach Mitternacht rückten auf Bitte des Stadtpräsidenten – der eigentlich nicht dafür zuständig gewesen wäre – 63 Artilleristen der Schweizer Armee aus Thun und am nächsten Morgen auch noch ein Luzerner Rekrutenbataillon ein. Schliesslich beruhigte sich die Situation.

Die wiederbelebte Debatte

Das politische Erbe dieser einschneidenden Nacht findet sich heute im Artikel 260 des Strafgesetzbuches. Die Expertenkommission, in der sich auch Greneter befand, empfahl zwei Jahre nach dem «Käfigturmkrawall» die Verschriftlichung des Landfriedensbruchs ins erste eidgenössische Strafgesetzbuch. Es dauerte weitere 47 Jahre bis des neue Gesetzbuch schliesslich in Kraft trat. Gretener, der Vater des Landfriedensbruchs, erlebte seinen Triumph nicht mehr mit, er starb 1933 im Alter von 81 Jahren in Breslau im heutigen Polen.

Die Debatte um den Landfriedensbruch ist mit Rieders Motion, die übrigens im Ständerat angenommen wurde, wiederbelebt worden. Die Kritik daran richtet sich einerseits direkt gegen die Motion, andererseits gegen den Tatbestand Landfriedensbruch an sich. Andrea Caroni (FDP) gab beispielsweise zu bedenken, dass bei der Annahme die Mindeststrafe für Landfriedensbruch, ein Tatbestand der auch friedliche Demonstrierende treffen kann, höher läge als jene für eine fahrlässige Tötung. Grundsätzliche Kritik am Landfriedensbruch findet sich insbesondere auch in der Rechtslehre. So kritisierte der Berner Strafrechtsprofessor Hans Vest schon 1988, damals noch als Anwalt in Basel, dass mithilfe des Landfriedensbruchs Personen als Sündenböcke für aus einer Masse heraus begangenen Straftat herhalten müssten. «Gelingt es den Ermittlungsbehörden nicht, die der eigentlichen Gewalttätigkeiten Verdächtigen festzunehmen,

so gestattet Art. 260 StGB (Anm. d. Red. Landfriedensbruch) eine stellvertretende Haftung ihres Umfelds», argumentierte Vest.

Und was ist dem Käfigturmkrawall für die aktuelle Debatte abzugewinnen? Der Krawall ist als Ausdruck der Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden Selbstermächtigung der ArbeiterInnen zu verstehen – eine Entwicklung, die nicht nur positiv aufgenommen wurde. Die Obrigkeit hatte bisher von der schlechten Vernetzung der ArbeiterInnenschaft und der kompromisslosen Repression sozialistischer und sozialdemokratischer Anliegen profitiert. Gretener und die Expertenkommission waren sich dessen bewusst. Auch war ihnen klar, dass der Landfriedensbruch ein geeignetes Instrument war, um unliebsame Oppositionelle kleinzuhalten und damit zur Konservierung des status quo beizutragen. Emil Zürcher, Rechtsprofessor und Teil der Expertenkommission bemerkte diesbezüglich: «Die Bestimmung über Landfriedensbruch wird jeweilen bei Streiken gegenüber den ausständischen Arbeitern, welche ihre Genossen zum Anschluss an den Streik zu bewegen oder von der Wiederaufnahme der Arbeit abzuhalten suchen, angerufen und angewendet werden». Die Bestimmung richte sich also im Grunde gegen eine bestimmte Bevölkerungsklasse. «Sie ist mir schon deshalb unsympathisch», sagte Zürcher knapp. An Emil Zürchers Votum und den Käfigturmkrawall sollte man sich spätestens während der kommenden Wintersession erinnern, dann wird der Nationalrat über Rieders Motion befinden.

---

[1] Der Begriff «Landfridensbruch» geht auf die mittelalterlichen Landfriedensbünde zurück. Landfriedensbün waren vertraglich Einigungen zwischen MachtträgerInnen in bestimmten Gebieten keine Gewalt zur Durchsetzung eigener Rechtsansprüche einzusetzen. Wer dagegen verstiess, beging Landfriedensbruch und untergrub damit die staatliche bzw. königliche Autorität und das Gewaltmonopol. Der historische Hintergrun des Landfriedensbruchs lässt sich auch mit einem Blick in die Systematik des Strafgesetzbuches erahnen. Dor findet er sich unter dem Titel «Verbrechen und Vergehen gegen den öffentlichen Frieden».

Artikel zur Veröffentlichung der Staatenlosigkeitsstudie:

- Le nombre d'apatrides augmente en Suisse (24heures)
- L'ONU épingle la Suisse pour sa gestion des personnes apatrides (RTS)
- Le nombre d'apatrides en Suisse a plus que doublé en cinq ans (RTS-Radio)
- Die zögerliche Anerkennung von Staatenlosen in der Schweiz (swissinfo)
- Switzerland could do more for the stateless, finds UN body (swissinfo)
- La reconnaissance timide des apatrides en Suisse (swissinfo)
- Le nombre d'apatrides augmente en Suisse (Tribune de Genève)
- UNO-Flüchtlingswerk kritisiert Schweiz (Tages Anzeiger)
- L'ONU estime que la Suisse viole le droit (20 minutes, Le Matin)
- Apatridie: l'ONU estime que la Suisse viole en partie le droit (La Liberté)
- UNHCR rügt die Schweiz für Umgang mit Staatenlosen (nau.ch)